BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Jus. 2396 aa.

Biogr. 1054.

1059

P: J: Schaeffer,
ex Pastor in Cöln

Biographie

des

doppelten Meuchelmörders

Pet. Jos. Schäffers

Pfarrers

in Sennheim und Uffholz (im ehemahligen Elsaße)

nachher in Cöln.

Zweyte und vermehrete Auflage.

(Mit seinem Portraite.)

Cöln,

bey Keil. XII. Jahrs (1804.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verlags-Artikel
der
Keilischen Buchhandlung.

Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Rheins 2 Th. in 8. Preis 7 Fr. (2 Reichsthaler 20 Stüber) der erste Theil enthält die Geschichte der Moselbande und der Bande von Schinderhannes: der zweyte die Geschichte der Brabäntischen, Holländischen, Mersener, Crevelder, Neußer, Essendischen, Westphälischen und Neuwieder Räuberbande; dem Werke sind die Signalements der noch herumziehenden Räuber beygefügt.

Französische Sprachlehre von Jacques Boyon Doberten, ehemahligen Prof. der schönen Wissenschaften in Frankreich und Lehrer der französischen Sprache bey der Universität zu Jena. 37 Bogen groß Octav. J. XI. 4 Francs.

Der Präfect des Ruhr-Departements hat durch ein gedrucktes Circular-Schreiben vom 11. Nivos 12. Jahres (2. Januar 1804) die Einführung dieses Werkes als Handbuch in den öffentlichen Schulen seines Departements empfohlen, weil es correcter, vollständiger und faßlicher ist, als die übrigen bis jetzt erschienenen französischen Sprachlehren für deutsch sprechende, und einen Mann zum Verfasser hat, welcher beyder Sprachen gleich mächtig ist, und sein System mit Ordnung und Methode vorträgt. (Schon vor diesem Circulare hatten mehrere Unterrichts-Anstalten diese Grammatik als Schulbuch angenommen.)

Vollständige Vergleichungs-Tabellen der ehemahls im Ruhr-Departemente und noch in den angränzenden Ländern gebräuchlichen Maaßen und Gewichte mit den neuen Metrischen, und so umgekehrt, nebst

Berechnung der Preise der Waaren nach dem neuen Maaß und Gewicht; von Johann Jacob Meyer, Friedensrichter des Cantons Dormagen, 1. Theil. 2 Francs 50 Cent.

Le nouveau code civil de la France, abonnement de 3 francs 50 cent. pour 20 feuilles in 8°.

Le même code en françois et allemand (Uebersetzung von Professor Daniels in Cöln) unter denselben Bedingungen.

Das Civil-Gesetzbuch für Frankreich, aus dem Französischen übersetzt vom Prof. Daniels (unter denselben Bedingungen.)

Code civil, contenant la serie des lois qui le composent, avec leurs motifs, et les discours qui ont été prononcés au tribunat et au corps législatif. Abonnement de 6 fr. pour 40 feuilles.

Neue Organisation des Religionswesens in Frankreich; nebst historisch-politischen Bemerkungen von Ph. Chr. Rheinhard, Prof. der Geschichte an der Central-Schule des Ruhr-Departements in 8. 4 Fr.

Bemerkungen über das von Frankreich mit dem Papste geschlossene Concordat, von einem katholischen Priester. 60 Cent.

Sammlung der Gesetze in Betreff der Aerzte, Wundärzte, Gesundheits-Beamten, Hebammen, Apotheker, Materialisten, und Gewürzhändler in Frankreich, in 8°. geheftet. 1 Franc.

Leben und Hinrichtung des Räuberanführers Mathias Weber genannt Fetzer; zweyte Auflage 8. 90 Cent.

Handbuch für Maire und Adjuncte, Municipalräthe, Contributions-Empfänger und Repartitoren 2c. verfaßt von A. Keil und Ph. Chr. Reinhard, 2 Bände in 8. 12 Fr. (Der Präfect des Ruhr-Departements hat durch ein gedrucktes Circular dieses Handbuch den Beamten, für welche es bestimmt ist, so wie jedem Bürger bestens empfohlen.)

Geschichte des 18. Brumaires. 3 Fr.

An dem Leben eines Ungeheuers wie Karvaial *), das sich im Blute seiner Brüder badet, wie an dem Leben eines wohlthätigen frommen Las Casas geht die Geschichte mit dem tiefdringenden Blicke und ihrem aufgehobenen Griffel nicht unbewegt, nicht stillschweigend vorüber; sie faßt vielmehr sorgsam ihren Nahmen aus Tausenden auf; sie gräbt ihn allsichtbar in die Tagbücher der Menschheit, und das späte, aber strenger abwiegende Jahrhundert steht entweder mit Ausdrücken des lebhaftesten Abscheu's ohne Zähre, ohne Klage, oder weinend, daß so viel Vortrefflichkeit dahin ist, vor dem zurückgebliebenen Thatenmahle.

Peter Joseph Schäffers Nahme würde wohl nie aus dem Griffel der Unvergänglichen geflossen seyn, ein stilles aber ein glückliches Dunkel würde über ihm wie über Miryaden seines Gleichen die ewige Zukunft

*) Das größte Scheusal der Geschichte, ein Vertrauter Pizarros. Rainal. T. 4. L. 7.

hingelegen, an seinem traurigen Katafalke kein Wanderer mit Grausen und kaltem Schaudern gewurzelt haben, seiner Thaten Gedächtniß in dem letzten Hauche seines ruhig zu Ende strömenden Lebens verloschen seyn; aber — so wollte es das unbeugsame Fatum nicht. Ein einziger Moment, der ungeselligste aller seiner Tage, ein Moment, den das ahndende Aug über den Sternen sah und beleuchtete, machte, daß er aus seiner mitternächtlichen Hülle hervortrat und hell und licht wurde; dieser und dem bisshieher still und verborgen lebenden Schäffer ward eine schreckliche niezuwünschende Celebrität zu Theile, ausgehoben sein Nahmen aus den unendlichen ewiger Vergessenheit gewidmeten, geschrieben in das blutige Buch der Mörder, auch für Aeonen noch merkwürdig, merkwürdig aber nicht zu betraurend, nicht zu beweinend.

Wie viele, die im Rausche einer unbändigen Leidenschaft, die vom Zorne hingerissen, von Habsucht geblendet, von Liebe verführt, es wagten die frevelnde Hand gegen Vater, gegen Bruder, gegen Gattinn zu erheben, sind der Nachwelt überliefert worden, waren der Stoff eines ernsten Biographen, lebten in den

Spinnstuben-Traditionen fort, wurden von Bänkelsängern verewigt, aber mehr noch als sie, weit mehr ist Schäffer zu einer unglücklichen Berüchtigkeit berechtigt. Seine That war so schwarz, so verworfen als irgend eine zur Hölle schlich, ein zweyfacher an wehrlosen Personen, an unglücklichen Weibern, verübter Meuchelmord. — Und wer waren diese Weiber? In welchen Verhältnissen stand er mit ihnen? Grausen und Entsetzen wird sich des Lesers bemeistern, wenn ihm darüber der Schleyer fallen wird. Zwey Monden lang und drüber lag die That kreisend in seinem Gehirne, bis sie zu einer von ihm absichtlich erkohrnen und vorausberechneten Stunde die Furien entbanden. Ihre Beweggründe waren keine, wie sie die Alltags-Geschichte auftischt, nicht niedriger Geitz, flammende Rache, zügellose Begierde; sie keimte aus den unglücklichen Verhältnissen, in welche die französische Revolution Schäffer verwickelt hatte, aus seiner verzweiflungsvollen politischen Lage. — Doch wir würden dem Leser zu geschwinde den gordischen Knoten lößen, wenn wir hier tiefer dringen, länger verweilen wollten. Schäffer gehörte ferner nicht, wie fast alle die gräß-

lichen Mörder, die die Criminal-Register aufzuweisen haben, unter die Classe gemeiner verwilderter, ohne alle Erziehung, ohne alle Kenntniß, ohne alles Gefühl aufgewachsener Menschen, deren Stand ihnen öfters selbst eine unnatürliche Grausamkeit angewöhnte; im Gegentheile gab er Proben einiges Genie's, gehörte er einem Stande an, dessen großer Zweck die Versittlichung des Menschen ist, kannte er die volle Tiefe des Verbrechens, in das er sich stürzte, hatte er einst laut auf den Kanzeln dagegen seine Stimme erhoben. Seine Hand war nicht gewohnt irgend ein Mordinstrument zu führen, Friede und Heil, Glück und Ruhe hatte sie bis itzt nur den Sterblichen gespendet. Er war kein gelernter Würger, auch ist es nicht wahr, was gewisse Zeitungen durch alle Welt posaunten, daß er zur Zeit des Schreckenssystems in Frankreich bey einem Blutgerichte gesessen, daß er ein Freund des E u l o g i u s S c h n e i d e r gewesen, und sich so zur Grausamkeit jeder Art abgestählt habe. Er darf endlich nicht unter jene Classe von Verbrechern gerechnet werden, die gefühllos gegen die Ehre, gegen die gute Meynung der Welt, ihren Nahmen unbekümmert der Schande Preis geben, und in der allgemeinen Verachtung keinen Ab-

haltungsgrund von dem Laster mehr finden; bewiesen hat es sein ganzes Betragen während seines Verhaftes, die Schaam, die Aengstlichkeit, womit er sich dem neugierig zusammenlaufendem Volke zu entziehen suchte, wie empfindlich er gegen Schimpf und Beleidigung war. Doch das alles gehört eigentlich zu seiner Charakteristik, und dafür ist eine andere Stelle bestimmt. Hier sollte nur der Leser durch die Linie, die wir zwischen Schäffer und andern Uebelthätern zogen, zu einem höheren Grade von Aufmerksamkeit aufgefordert werden.

Die Geschichte oder vielmehr die Skizzen aus Schäffers Leben, die wir dem Leser vortragen, und für die wir seine Aufmerksamkeit reclamirt haben, rührt aus Schäffers eigener Feder her. Er hat sie während der letzten Tage in seinem Gefängnisse zu Cöln und zwar sehr flüchtig zusammengesetzt, und wie wir nachher von ihm selbst hören werden, sie dem Br. Lammerz, Concierge, der ihm seinen traurigen Aufenthalt, soviel in seinen Kräften stand, angenehm zu machen suchte und ihn unterhielt, aus Dankbarkeit übermacht. Daß sich hie und da in ihr unausfüllbare Lücken fin=

den, daß sie über gewisse Hauptperioden, an deren Kenntniß uns doch so sehr gelegen seyn muß, hinausspringt, daß sie eigentlich das nicht ist, was sie seyn sollte, wenn sie allgemeinen Nutzen stiften wollte, nähmlich Selbstbekenntniß aller und jeder begangenen Schuld, Fingerzeig an die erste Quelle der abscheulichen Mordthat kann nicht geleugnet werden; auch glauben wir zu seiner Zeit Gründe dieses Schweigens angeben zu können. Genug aber, daß sie einige wichtige Materialien liefert, aus denen der denkende Leser sich ein Gebäude bilden kann, und aus dem er endlich in düsterer Ferne das Schreckensgespenst des zweyfachen unnatürlichen Mordes gleichsam in einer nothwendigen Verkettung emporsteigen sehen kann.

Wie unumgänglich nöthig es auch war, daß man in der Herausgabe der von ihm selbst entworfenen Biographie den Meissel in die Hand nahm, denn man kann leicht denken, daß es sich bey einer doppelten Blutschuld auf dem Herzen und bey der traurigflimmernden Gefängnißlampe nicht gut schreiben lasse, so blieb doch immer das Hauptgebäude stehn, so wurde doch in den Thatsachen selbst nicht das Geringste

abgeändert, und man mußte sich oft, so gerne man dem Erzählenden in den Faden greifen wollte, mit bloßer Anführung einiger Zusätze begnügen.

Obgleich Schäffer nichts weniger als origineller Geist, als berühmter Prediger, als glücklicher Dichter war, so hat das Publicum doch durch den ungemeinen Eifer, mit dem es einige seiner Gedichte und Predigten verschlang — die Letztere erlebte sogar die dritte Auflage — bewiesen, daß es die Gedanken und Meynungen eines Kopfes, der nachher fähig war, zwey Monden über einem schändlichen unmenschlichen Verbrechen zu sinnen, gerne kennen mochte. Dieses war es, was den Herausgeber bewogen hat, aus den zurückgelassenen Papieren des Schäffers einige Fragmente beyzufügen, in deren Auswahl ihn kein anderer Zweck leitete, als der, dem Leser aus Original-Stellen einige Hauptzüge aus dem Charakter des Mörders bemerkbar zu machen.

Kurz nur war der Zeitraum, der zur Verfertigung gegenwärtiger kleinen Broschüre gestattet werden konnte, denn die Erwartung des Publicums auf Schäffers

vorheriges Leben war äusserst gespannt, und es ermüdete nicht in Nachfragen nach seiner Erscheinung; dabey — wer kennt nicht unsere Schreibseeligen? war die Wahrscheinlichkeit da, daß bald der Roman eines Joseph Schäffers der Geschichte desselben, wie noch jüngst der Roman des Schinderhannes dessen Leben vorgreifen und der Erdichtete Herausgeputzte, wie ganz natürlich, den Wirklichen übertreffen könnte. Wenig waren nur der Quellen, aus denen die zusätzliche Biographie geschöpft werden konnte. In den Selbstbekenntnissen lag noch zuviel Dunkel; alle mündliche Erzählungen waren mit Unwahrheiten durchwebt, denn es gab in Cöln Menschen, die sich ein eigentliches Geschäft daraus machten, lügenhafte Gerüchte über den vormahligen Pfarrer der Kupfergasse in Umlauf zu setzen. — Dieses, den kurzen Zeitraum, den Mangel hinlänglicher Nachrichten ziehe der Beurtheiler gütigst in Erwägung, wenn er im Ganzen des Werkchens oder in einzelnen Stellen finden sollte, was einigen Tadel verdienen möchte.

Z—B.

Meine Biographie.

Schon oft hatte ich mir vorgenommen, meine Lebensbeschreibung zu entwerfen, denn ich glaubte bisher immer, daß sie Stellen enthielte, die werth wären von dem nachdenkenden Leser gekannt und geprüft zu werden, Stellen, die dem ohne Freunde ohne Schutz in der Irre wandernden Jünglinge zum Beyspiele dienen könnten; aber jedesmahl mußte ein Umstand dazwischen treten, und mein Vorhaben verhindern, vielleicht darum verhindern, weil es über mich verhängt war, daß ich sie dereinst abgesondert von der übrigen Welt, innerhalb den düstern Mauern eines schauerlichen Gefängnisses, nach Vollbringung einer entsetzlichen That in einer beyspiellos schrecklichen Seelenstimmung, schwebend am Rande eines fürchterlichen Todes allen Generationen zur Warnung zur Lehre schreiben sollte.

Es gibt der Unglücklichen unter diesem Monde gar viele, des Jammers ist auf der Welt kein Maaß; aber ich habe mehr gelitten als alle die Unglücklichen, mein Jammer überschreitet alle Gränze. Mein Glück selbst war nur der Vorbothe eines nahen Verderbens, und ich kannte kein frohes Ereigniß in meinem ganzen Leben,

dem nicht ein fürchterliches Unglück in die Fersen trat. Ich erwarb mir nur Freunde, um sie zu verlieren, ich erhielt nur Aussichten in helle Zukunft, um in dem folgenden Momente von der schwärzesten Mitternacht mich umlagert zu sehen. So, so hat das Schicksal mit mir gespielt.

Fünfmahl hat der schwarze Engel des Todes seine Fittige über mich geschwungen, und mich nur eine kleine Spanne von dem Ziele des menschlichen Lebens der seeligen Vollendung gehalten; aber immer wieder mich in das Getriebe der Welt zurückgeschleudert O! um mich für einen Augenblick zu fristen, indem mich alle gute Geister verlassen sollten, um mich für eine schwere Stunde des Todes für das Blutgerüst zu ersparen. — Warum, o warum mußte meine Zeit jenseits des unglückseeligsten aller Tage noch fortlaufen, warum ward es mir nicht vergönnt, das Opfer der ersten Gefahr zu werden!

Doch ich beginne. Ich bin zu Ahrweiler, im Rhein- und Mosel-Departemente gebohren; ich genoß die erste Erziehung von den Händen einer gütigen Mutter. — Meinen Vater verlor ich in meiner frühesten Jugend. Noch schwebt mir sein Bild nur undeutlich vor Augen. — Er starb in seinen besten Jahren. — Wie oft, wie oft war dieses nicht der Stoff meines Kummers; aber der Himmel hatte es zu des Seeligen Besten so zu lenken gewußt, er sollte nicht leben um Zeuge zu seyn, wohin sein unglückliches Kind gerathen war, er sollte sein Haupt mit Ruhe zur Erde legen und die Erscheinung des Verbrechers aus seinen Lenden seinen letzten Schlaf nicht stören. —

Mein Vater bekleidete eine Bedienung von dem Churfürsten von Cöln, auch noch eine andere, die von dem Grafen von Blankenheim herrührte. — Die erstere erhielt mein ältester Bruder, da er aber in's Wilde schlug, und sich den Soldatenstand wählte, so fiel die nähmliche Stelle durch die Güte des Fürsten auf meinen zweyten Bruder zurücke. Für mich — für mich konnte noch nicht gesorgt werden. Mein Pfad sollte nicht durch eine gleiche Ebene einem geräuschlosen aber glücklichen Ziele entgegen gehn, ich sollte in eine Wildniß geschleudert werden, auf gefahrvollen Klippen und an schwindelnden Abgründen hinwandlen.

Was fast bey allen denen eintrifft, die da in herrschaftlichen Diensten stehn, sich die Liebe ihrer Untergebenen erwerben und für das Interesse ihres Gebiethers mit Ehrlichkeit sorgen, so, daß sie nach ihrem Absterben nur wenig Vermögen zurücke lassen, dieses war auch der Fall bey meinem Vater. — Unser Erbtheil war sein Beyspiel; aber Wehe dem Unglücklichen, der es nicht achtete, der herabsank zu dem entsetzlichen Verbrechen, das der erste Fluch des Himmels traf. —

Zwölf Jahr war ich alt, als ich in ein benachbartes Städtchen kam und dort einige Schulen studirte *)

---

*) In dem ganzen weiten Umfange der moralischen Welt laufen die Ereignisse nur an einer ineinandergreifenden Kette fort. In den frühesten Jahren der Erziehung des Schäffers wird der erste Ring gesucht, an den sich sein schändliches Verbrechen endlich anreihen muß. — Hätte er uns doch nur einen — nur einen einzigen Wink gegeben über das, was er lernte;

mittlerweile ließ sich ein Geistlicher, der in dem Rufe stand, ungemeine Talente zu besitzen, in meiner Vaterstadt nieder, und begann Unterricht zu ertheilen. Meine Mutter ließ mich nun nicht mehr weg, und ich mußte meine Studien zu Hause fortsetzen. *)

Ich kam endlich nach Cöln, hörte die Rhetorik bey dem Prof. Enkes, die Logik und Physik bey dem Prof. Everz und die Metaphysik bey dem Prof. Heider. Zu gleicher Zeit gieng ich bey den Professoren Schutten und Wallraff in's Collegium. — Bonn wurde um diese Zeit zu einer großen Universität erhoben, und von der Churfürstlichen Regierung das Rescript ertheilt, daß kein Churcölnischer Unterthan eine Bedienung oder sonstige Beförderung zu hoffen haben würde, wenn er nicht seine Studien in der neuen Universität vollendet hätte. — Da auch ich ein Churcölnischer Unterthan war, da auch ich den Wunsch hegte, in diesen Landen dereinst ein kleines Auskommen zu finden, so verließ ich Cöln und begab mich nach Bonn.

Lange war ich mit mir uneins, welchem wissenschaftlichen Fache ich mich widmen sollte. Zweifel, Hoffnun-

---

was in ihn gepflanzt wurde, welche erste Eindrücke am festesten in ihm wurzelten, welche Knaben-Fehler an ihm gestraft, welche übersehen wurden, vielleicht wäre es uns geglückt diesen Ring aufzufinden.

*) Ob bey dem Geistlichen, der im Rufe stand, ungemeine Talente zu besitzen oder nicht? läßt sich aus dem Mspt nicht eruiren. — Welche Lücke, welcher Sprung über einen so wichtigen Punkt!

gen und Ahndungen umschwebten mich. — Es kostete mir unendlich Mühe, bis ich zu einem Entschlusse reifen konnte. — Ich entschied für das geistliche Fach. *) Nebst anderen theologischen Vorlesungen hörte ich das canonische Recht bey Hedderich. Etwa nach dem Verlaufe zweyer Jahre sagte mir mein Vormund, ich müßte nun ernsthafte Schritte zu meiner künftigen Versorgung thun, nur noch wenig seye von meinem Vermögen übrig geblieben und dieses könnte und dürfte ich nicht auf Universitäten verzehren. Somit fand ich mich auf einmahl genöthigt meinen Studienplan völlig zu unterbrechen und in meine Heimath zurücke zu kehren. Dieses verhinderte mich aber nicht größere Fortschritte in dem Fache, dem ich mich gewidmet hatte, zu thun. In meiner Einsamkeit verlegte ich mich mit ererneuertem Eifer auf die Theologie, ward darin mein eigener Professor, und schmeichle mir große Kenntnisse erworben zu haben. **)

---

*) Keine Beweggründe! — Daß Schäffer einen großen Grad von Wichtigkeit auf seinen Priesterstand legt, daß er in ihm die höchste menschliche Würde erkennt, beweisen alle seine Reden und seine Handlungen nach der Verhaftung. Ihm ist nichts heiliger als das Priesterthum, und dieses durch sein Verbrechen geschändet zu haben ist ihm empfindlicher, schmerzt ihn mehr, als die ruchlose That selbst. Ob ihn in der Wahl seines Standes mehr die größere Hoffnung versorgt zu werden, die bey der Menge der Geistlichen besonders in einem geistlichen Staate sich darbiethet, oder ob ihn ein eigener Grad des Ehrgeitzes, der in cath. Staaten nicht selten ist, bewogen haben mag, bleibt im Dunkel.

**) Unter seinen Papieren befanden sich unter andern Fragmenten eine kleine Abhandlung über einen der Hauptgegen-

Manche Stunde brachte ich in tiefen Ueberlegungen über meine Zukunft hin. Mein Blick in sie war der heitere der frohe nicht. War es Ahndung, war es Gemüthsstimmung, ich konnte nur mit ängstlichem gepreßtem Herzen an die Dinge denken, die mir bevorstanden. Zwey Wege waren mir unterdessen in meinem Fache offen, der Welt-Priesterstand und ein klösterliches Leben.

Ein guter Stern war es, der damahls über mir schwebte, der mich ableiten wollte von einem Pfade, auf dem ich einst in unseliges Verderben gerathen sollte; alle Umstände schienen sich vereinigt, sich verschworen zu haben, um mir den Weg in den Weltpriesterstand zu versperren, und mich zu nöthigen zwischen friedlichen ruhigen Klostermauern mein Leben dem Schöpfer der Tugend und dem stillen Glücke zu weihn. Um Weltpriester werden zu können, war ein gewisses Vermögen vonnöthen — ich hatte es nicht; man mußte eine gewisse bestimmte Aussicht haben — mir blühte sie nicht. — Für das Klosterleben hatte ich Anrathungs-Gründe, die wohl wenige junge Theologen gehabt haben mögen. In drey der besten der herrlichsten Abteyen hatte ich nahe Verwandte, die mir die Aufnahme erleichtern, die mir meinen Novitzenstand versüßen, die mir meinen Aufenthalt angenehm machen konnten. Drey meiner Oheime bekleideten ansehnliche Klosterstellen. Der eine war Kellermeister in Steinfeld, der andere Subprior in Brüm, der dritte Novitzenmeister in

---

stände der cath. Theologie nähmlich über die Zurechnung der Sünden (!!!) ob von ihm, ist ungewiß.

Heisterbach. Alle drey luden mich auf das freundschaftlichste ein zu ihnen zu kommen und in klösterlicher Eintracht und Frieden ferne von dem beunruhigenden Geräusche der Welt, unter ihrer Leitung ein Leben führen zu lernen, dessen Werth und innerer Gehalt hier sich rein erhalte. — Ich kam, ich bereiste die Abteyen alle drey. In jeder empfieng man mich mit der Herzlichkeit, mit der man alte Verwandte und Freunde empfängt; der Nahmen und Stand meiner Onkel hatte mir diese gütige freundschaftliche Bewillkommung erwirkt. Die guten Kloster-Geistlichen bestrebten sich vergebens, mir ihr stilles frommes Leben gefällig zu machen, meine Onkel verschwendeten alle ihre Vorstellungen an mir; mein böser Stern trieb mich in die Welt, in die Irre, wo mich ein Unglück nach dem andern ergreifen und mich endlich bis zum abscheulichsten Verbrechen schleudern sollte. Mir behagte die Einsamkeit, die Strenge der Lebensart, das sich ewig Gleiche in dem Klosterleben nicht, ich wollte genießen, ich wollte glänzen. Ich verließ eine Abtey nach der andern, und kehrte nach Hause zurücke.

Was ich hier fand, diente nur mich von Neuem in die Klöster, die ich verlassen hatte, zurückezutreiben. Die Meinigen lebten nicht im Ueberflusse. Wie sollten sie das, was sie mit ihrem sauren Schweiße erwarben, mit mir theilen, der ich nichts zu erwerben wußte! Ich fühlte, daß ich ihnen zur Last war. Meine Lage wurde von Stunde zu Stunde peinlicher. — Bey allen dem war es mir unmöglich mich zu entschließen, in den Armen eines meiner Oheime meine künftige Tage zu verleben. — Vielleicht —, wer weiß aus dem unendlichen

Gebiethe des Möglichen, das einzelne schwimmende Atom der Wirklichkeit aufzufinden? — Vielleicht hätte es doch noch sich so fügen können, daß ich, bey dem völligen Mangel der Lebens-Aussichten bey dem zunehmenden Mißbehagen meiner Lage in meiner Heimath, den Entschluß hätte fassen können in klösterlicher Stille meine Zukunft zuzubringen; aber ein Ereigniß trat dazwischen, das meinem Leben plötzlich eine andere Richtung gab. Ein Ereigniß, das da fähig war, vier Welttheile fast in allen ihren Punkten zu berühren, das friedliche Europa aus seinen Angeln zu heben, Nationen aus ihrem apathischen Schlummer zu wecken, Millionen aus ihrer ruhigen Heimath zu treiben, und Millionen dem Tode entgegen zu führen; dieses konnte doch wohl auch, einen armen aussichtslosen Theologen, wie ich war, aus seiner schwankenden Lage heben! Die französische Revolution war dieses Ereigniß. Mich riß sie mit ihrem Riesen-Arme aus dem gefahr- und geräuschlosen Pfade, schleuderte mich in einen von Wirbelwinden aufgeregten Zirkel, indem ich Ruhe, Frieden der Seele, Besinnung, Tugend und Seligkeit verlor.

Drey Stände, der Adel-, der Priester- und Bürgerstand warfen sich gegeneinander auf; jeder behauptete seine Rechte; allein die beyden ersten, die den König selbst zum Beschützer hatten, mußten nachgeben, und der dritte triumphirte, stellte sich an die Spitze, an die Stelle der Regierung und herrschte. Itzt begannen die Auswanderungen. Ein großer Theil der Geistlichkeit, Bischöfe und Pfarrer verließen ihre Sitze, die ihnen anvertraute Heerde — und das Volk schritt

zu neuen Wahlen. Ich will hier nicht untersuchen, wer Recht oder Unrecht hatte. *)

Mehrere Bischöfe aus dem Elsaß, aus Lothringen und der Gegend, wo man noch die deutsche Sprache beybehalten hat, und der Landmann keine andere kennt, als diese, erließen dringende Sendschreiben an verschiedene deutsche Universitäten, und luden darin diejenigen Theologen und Priester, die ohne Aussicht und Versorgung waren, ein, zu ihnen zu kommen; sie versprachen ihnen Unterstützung, sie versprachen ihnen reichliches Auskommen. Auch mir kam eines der Sendschreiben zu Gesichte. Ich erinnere mich dessen noch ganz genau. Groß ist bey uns die Erndte, hieß es darin, aber der Schnitter sind wenig. Sie sollen Uns willkommen seyn, die da mitarbeiten wollen im Weinberge des Herrn.

Das Gerücht, das von allen Seiten erscholl, daß nicht nur Candidaten der Theologie, ordinirte Priester, sondern selbst Professoren aus deutschen Universitäten, ihr Vaterland, ihre Verbindungen, ihre Versorgungen verließen, daß sie die mühsame Reise in das Französische aus keiner andern Absicht anträten, als um dem unglücklichen Volke, das da ohne Hirten in der Irre gieng, Väter, Priester und Seelsorger zu seyn, um ihm mit christlichem Unterrichte beyzuspringen, dieses Gerücht verbreitete sich allenthalben, und kam auch mir zu Ohren.

*) Freylich läge das auch ganz ausserhalb der Gränzen von dem, was wir eigentlich von ihm wissen wollen. Welche Meynung er aber gehegt, welche es mit Hitze einst vertheidigt hat, werden wir bald hören.

Ich hatte einen Freund, Nahmens Maurer. Er war aus Cöln zu Hause, und hörte itzt in Straßburg Medicin. An ihn, der mit mir an ersterm Orte vier Jahre lang die Collegien frequentirt, der mit mir des vertrautesten, des süßesten Umgangs gepflegt hatte — ach damahls war mein Herz noch mit keinem Verbrechen belastet! — an ihn schrieb ich, und erkundigte mich über die Verhältnisse der Geistlichkeit im Elsaß, bath ihn, mir Auskunft zu geben, was sich in der damahligen Lage der Dinge Gutes und Schlimmes erwarten lasse. Maurer antwortete mir wörtlich, wie folgt:

Mein Freund!

Straßburg, den 17. Sept. 1791.

Auf die mir von Ihnen vorgelegte Fragen diene ich hiemit zur Antwort, daß hier in Straßburg und auf dem Lande einige Priester ausgewandert sind. Die wahre Ursache davon weiß ich nicht; man sagt mir aber, es sey, weil sie den von der Regierung vorgeschriebenen Eid nicht hätten leisten wollen. Ihre Plätze werden nun von andern, die nicht auswanderten, und keinen Anstand trugen, den verlangten Eid abzulegen, ersetzt. Glauben Sie übrigens ja nicht alles das, was man in öffentlichen Zeitungen jenseits Rheins von den sogenannten getreugebliebenen Priestern schreibt. Es beruht meistens auf Erdichtungen von jenen Priestern, die den sanften Hirtenstab weggeworfen und mit der Fakel des Aufruhrs umgetauscht haben. Was den öffentlichen Gottesdienst betrifft, so wird er hier noch immer so auferbaulich, noch immer so glänzend wie vorher gehalten. Warum fragen Sie mich aber doch so dringend

um diesen Gegenstand? Sollten Sie vielleicht selbst Lust haben, hieher zu kommen? Ich rathe Ihnen zu diesem Schritte nicht; aber ich mißrathe Ihnen denselben eben so wenig. Mich sollen auf keinen Fall späte Vorwürfe treffen. Nur so viel darf ich Ihnen wohl sagen, daß Sie hier in Ihrem Fache Aussichten haben könnten. Es sind schon viele Priester von Maynz, von Trier und andern Orten hiehergekommen, und sind versorgt. Von der hiesigen herrlichen Gegend und besonders von dem lieben Straßburg wäre wohl viel zu sagen. Die Stadt ist schön, ihre Einwohner sind wohlhabend, und im Umgange gute, ehrliche, biedere Leute. Mich würde es gewiß freuen, Sie hier zu sehen, und Ihren Umgang zu genießen.

Ihr Freund

Maürer.

Dieser Brief enthielt, ich muß es gestehen, viel, was mich zum Entschlusse bringen konnte, eine Reise nach Straßburg zu wagen, aber doch leistete er meinem in Zweifel und Ungewißheit herumtreibenden Geiste kein Genüge. Ich gerieth in einen großen langwährenden Kampf mit mir selbst. Noch erinnere ich mich, wie ich in Selbstgesprächen verloren, das Für und Wider meines Unternehmens abwiegend in meiner einsamen Stube auf und niederlief, wie ich bald meine häusliche Lage, meine zerrüttete Finanzen, meine wenige Aussichten, und dagegen die einladenden Briefe, die schöne Schilderung in Erwägung zog, bald wieder die lange beschwerliche Reise, das Ungewisse, das mir in einem fernen Lande bevorstand, und tausend andere Gründe

in Anschlag brachte. In diesen Zweifeln schrieb ich an einige vertraute Freunde, und forderte ihren Rath; aber ihre Antworten waren alle auf Schrauben gestellt, und jeder Auslegung fähig. Ich, ich selbst mußte entscheiden, und — ich entschied. *)

Mein Plan war gefaßt; ich wollte nach Frankreich und dort mein Glück suchen. Von dem Pfarrer meiner Vaterstadt begehrte ich meinen Tauf- und Losschein nebst einem Zeugnisse meines Wohlverhaltens. Wozu ich diese verwenden wollte, mußte ein Geheimniß bleiben. Von der obern Behörde verschaffte ich mir einen Paß. Etwas weniges Reisegeld gab mir mein Vormund. Ich brachte meine Sachen in möglichster Eile in Ordnung, nahm Abschied, und reiste den 17. Oct. 1791 von Haus ab.

Meine Reise in das Elsaß war ohne alle Abentheuer. Vieles, was ich sah, hatte damahls für mich das Gepräge der Neuheit, und ich hätte es sicher, wenn ich meine Biographie gleich nach dieser Epoche hätte entwerfen sollen, als höchstmerkwürdig angeführt; aber seit ich meine Erfahrung mit so vielen großen Ereignissen bereichert habe, seitdem ich die Revolution und in ihr mehrere Menschenalter durchlebt habe, gehe ich über alles das mit Kälte und Gleichgültigleit vorüber. Nach zehn Tagen kam ich in Straßburg an, und stieg im Posthause zum h. Geist ab. — —

---

*) Ob uns Schäffer bey dieser Erzählung nur reine, nur unverfälschte Wahrheit aufgetischt hat, wird sich weiter unten, wo wir aus seinen hinterlassenen Papieren manches anführen werden, entwickeln.

Nein, nein, ich thue unrecht, mein vergangenes Schicksal, die Fügung, die über mir waltete, zu schmähen; was wenig Menschen auf der Welt ward, das ward mir — ein Freund in der Noth. Nicht einmahl, mehrmahl, fast immer wollte es die Vorsehung, daß ich in den trübsten verzweifelsten Lagen meines Lebens auf gute, auf edle Menschen, stoßen sollte, die mich aufrichteten, die mich belebten. O! und hätte ich in den entsetzlichsten Stunden, in denen ich auf das ungeheure Verbrechen, um das ich itzt in diesen öden Kerker-Mauern schmachte, hätte ich damahls, was ich doch sonst immer that, mich an den Busen eines Freundes werfen können, hätte ich meinem Gönner, meinem Beschützer das Geheimniß, das schwer auf meinem Busen lag, vertraut; ich würde dahin nicht gekommen seyn, wo ich nun bin.

Auf dem Wege von Rheinzabern nach Straßburg traf ich auf dem Postwagen einen jungen freundlichen Mann an, der sich mit mir in Unterhaltung einließ, und sein ganzes Herz vor mir entfaltete. Er bewegte mich, in Strasburg in dem Geiste, seinem Absteigquartier, Logie zu nehmen. Sein gefälliges Betragen, sein zuvorkommendes Wesen fesselte mich so sehr an ihn, daß ich seinem Wunsche gerne nachgab.

Mein erster Ausflug in Straßburg war zu Maurer. Ich fand ihn, und warf mich in seine Arme. Unglaublich war die Freude, die der gute Mann empfand, seinen Landsmann, seinen alten Schul-Cameraden wieder zu sehen, — aber wie sehr mehrte sie sich nicht, als ich ihm nach einer stummen Pause die Ursache meines

Erscheinens, meine Absicht, im Elsaß eine geistliche Versorgung zu suchen, entdeckte! Mit einem seltenen Eifer und Bestreben nahm er sich meiner an, verschaffte mir den Zutritt in angesehenen Häusern, und führte mich endlich dorthin, wo ich das Ziel meiner Reise finden sollte, zum Director des Seminariums, um durch ihn der damahls in Straßburg residirenden bischöflichen Commission vorgestellt zu werden. Meine Aufnahme übertraf bey weitem alles, was ich erwartet hatte.

Wie nahe schien ich nun der Erfüllung aller meiner sehnlichen Wünsche zu seyn! Noch aber war der Augenblick nicht gekommen, an dem ich zur Ruhe gelangen sollte. Allenthalben, wohin ich trat, hörte und sah ich nichts als lebhafte Debatten, Zwietracht, Zank und Fehde über einen Punct, der mich nur zu nahe angieng, den ich nicht beseitigen konnte, wenn ich meiner Reise Zweck erreichen wollte. Allenthalben gab es zwey Parteyen, davon die eine es für ein Verbrechen hielt, daß Priester den Bürgereid leisteten, die andere aber die Weigerung dieses Eides eben so heftig verdammte. Die Priester, die den Eid verwarfen, waren von den Amtsverrichtungen ausgeschlossen, und nur den andern war es gestattet, öffentlichen Gottesdienst zu verrichten. Jede Partey brachte ihre Gründe vor, und suchte sie geltend zu machen. Ich hörte das Für und Wider an. Aber in welche critische Lage versetzte mich dieser Streit! Sollte ich die Meynung derer, die den Eid verwarfen, umfassen, so wurde mir alle Hoffnung, angestellt zu werden, geraubt; sollte ich dem Gegentheile beypflichten, auch darüber fand ich Gründe und Zweifel. Hin und hergetrieben in den Fluthen der Ungewißheit, niederge-

schlagen, daß ich so nahe am Ziele, doch noch so fern war, daß ich meine große Reise vergebens gemacht, meine letzte Pfennige fruchtlos verschwendet hatte, schloß ich mich Stundenlang in meine einsame Kammer, und gerieth, je mehr ich mich in das Thema des Priestereides einließ, in desto größere Zweifel, in desto unvertilgbarere Schwermuth. Das schöne Bild der Zukunft, das ich mir in vollem Glanze vorgebildet hatte, trat nun in einen Nebel zurück, und es ward wieder finster um mich her. Ernst und traurig schlich ich umher, keine Fröhlichkeit zeigte sich mehr auf meinen Zügen, Schlaf und Eßlust verließ mich. *)

Mein guter Reisegefährte, der junge Kaufmann, bemerkte die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, und drang in mich, ihm den Grund meiner sichtbargewordenen Melancholie zu entdecken. Lange konnte ich mich nicht entschließen, ihm die Urquelle meines Kummers zu offenbaren. War er doch nicht fähig, mir hier einen leitenden Stern vorzutragen. Es mochte ihn schmerzen, daß ich kein Zutrauen zu ihm hegte, aber er verdoppelte nur seine Zuthätigkeit, seine Gefälligkeit,

---

*) Diese Gewissens-Zartheit, für deren Aechtheit einige bey Schäffer gefundene Papiere, Abhandlungen und Reden, die alle diesen Gegenstand zu beleuchten suchen, zu bürgen scheinen, — läßt sich mit der kalten Ausübung des kannibalischen Meuchelmordes zusammendenken. Wo aber läge das vermittelnde Glied? Dort Angst und Besorgniß über Meynungs-Unterschied — hier Gleichgültigkeit bey der abscheulichsten grausamsten Handlung. — Schäffers falscher heuchlerischer Charaktrr läßt übrigens eben so leicht die Vermuthung zu, daß er dieses zarte Gefühl nur angenommen hat.

Wie wäre es mir möglich gewesen, länger eine Bürde auf dem Herzen zu tragen? Erleichterte sie mir die Mittheilung nicht? Ohne Hehl und Scheu entdeckte ich nun meinem jungen Freunde, was er bis itzt noch nicht wußte, die Ursache meiner Reise nach Straßburg, und den Zweifel, worin mich die Fehde wegen des Priestereides gestürzt hatte. Ich mahlte ihm, mit welchen Hoffnungen, welcher frohen Zuversicht ich hiehergekommen sey, wie mißlich meine Umstände seyen, und, was mich abhielt, einen entscheidenden Schritt vorwärts zu setzen. Gelassen hörte er mich bis zu Ende an. Er billigte meine Zweifel; er schrieb sie einem reinen Gewissen zu, das sich mit keiner Schuldenlast beladen wollte; er lobte mein strenges Prüfen und Abwiegen, und redete mich, wie ich mich noch sehr gut entsinne, mit diesen Worten an: „Sie haben mir Ihr Zutrauen geschenkt, Freund, wohlan! tauschen Sie dagegen das meinige ein. Meine Lage ist der glücklichsten eine, und mir itzt zweyfach werth, weil sie mich in den Stand setzt, einem wackeren Manne Beweise von Freundschaft zu geben. Ich stehe bey einer der angesehensten Handlungen Hamburgs. Mein Principal und mein Vater, beyde haben mir eine Reise durch die Schweitz in Italien aufgetragen. Von hieraus war ich gesonnen, mir einen Reisegefährten auszusuchen, denn man genießt doppelt, wenn man an der Hand eines Freundes genießt. Wollen Sie mit mir in die schönen Gefilde Italiens ziehen, so äußern Sie nur Ihren Wunsch, und ich werde mich glücklich schätzen, an Ihrer Seite die angenehmste Reise der Welt anzutreten. Seyen Sie übrigens wegen der Kosten nicht besorgt. Ich trage die Ausgaben alle allein und mit dem größten Vergnügen. Vielleicht, daß sich

auf dem Lombardischen Gebiethe eine Auskunft für Sie darbietet, vielleicht daß in der Zeit Ihrer Reise sich die Streitigkeiten der Elsasser Geistlichkeit legt, und Sie bey Ihrer Zurückkunft Ihre Versorgung finden."

Wer mahlt die Empfindung, die sich meiner bey diesem edlen Antrage bemächtigte; ich glaubte die Stimme eines Engels zu hören; ich wußte nicht, was ich dem großmüthigen Manne antworten sollte. Endlich lößte sich meine Sprache, und ich schüttete ihm mein von Dank durchdrungenes Herz aus. So ist doch noch Tugend auf der Welt, rief ich, so gibt es doch noch Menschen, die sich nicht den Eigennutz zum ersten, zum einzigen Gesetze gemacht haben! *)

Ohne Verzug flog ich zu meinem Freunde Maurer, und erzählte ihm athemlos und stammelnd, welches unerwartete Glück mich betroffen habe, und bath ihn zugleich, weil er meine Lage aus einem kälteren und richtigeren Gesichtspunct übersehen konnte, mir zu rathen, ob ich das Anerbiethen des jungen Mannes annehmen, oder ob ich in Strasburg bleiben sollte.

Die Edelmuth des jungen Hamburgers entlockte meinem Freunde Maurer Bewunderung und Hochachtung; mein Glück entzückte ihn. Was den verlangten Rath betraf, so antwortete er mir. „Ich will deinem Gewissen keinen Zwang zufügen. Wenn dir die Verhältnisse der hiesigen Geistlichkeit, Stoff des Zweifels, der Unruhe und des Nachdenkens gewähren, so ziehe

*) Welche Worte und in welch einem Munde!

immer hin nach Italien. — Du bist Mann, du hast Genie, bist unterrichtet in dem strittigen Puncte, du mußt selbst prüfen und bestimmen."

Ich gieng mit mir in Ueberlegung. Von der Reise konnte ich mir nur Vortheil versprechen; ich bereicherte meine Erfahrung, ich lernte Menschen kennen, ich sah das schöne Italien, die Schweitz mit ihren romantischen Thälern, ich gewann Zeit und fand bey meiner Rükkehre die verschiedenen Parteyen nach ausgefochtenem Zwiste in ihrer Ruhe. — Noch am nehmlichen Abende machte ich meinem großmüthigen Reisegefährden meinen Entschluß ihm zu folgen und sein Anerbiethen mit Dank anzunehmen, bekannt. Nicht ich; er, er schien bey dieser meiner Erklärung gewonnen zu haben, denn seine Freude war dabey lebhafter und größer als die meinige. Zwey Tage war ich also nur in Strasburg, und trat — welcher unerwartete Wechsel der Dinge — eine Reise in ferne Gegenden an.

Ohne irgend ein Abentheuer zu bestehen, durchzogen wir das obere Elsaß, kamen nach Basel, einen Ort, der mir wegen der dort gehaltenen Concilien äußerst merkwürdig war, betraten die schauerlich schöne Schweitz, sahen den Ort, wo die ersten Schweitzer ihre Verfassung gegründet hatten, bewunderten die Bewohner dieser hohen majestätischen Gebürge, ihre einfache ungekünstelte Lebensart, die Einfalt ihrer Sitten, ihre vor jedem Trug und Falsch so weit entfernte Aufrichtigkeit. *)

*) Er kannte also das Gute, war nicht verhärtet, nicht abgestählt wie andere Bösewichte — er fühlte es, und konnte doch so teuflisch morden?

Zwey Tage hielten wir uns in Lucern auf — mir war dort das Gebäude der päpstlichen Nuntiatur ein Gegenstand der Bewunderung — dann schifften wir uns auf dem See ein. — Die zwey ersten Tage war das Wasser ruhig und still, unsere Fahrt entzückend. Von beyden Seiten lachten uns die reitzendsten anmüthigsten Gefilden an.

Am dritten Tage gegen Mittag verkündeten uns die Schiffer, daß wir Sturm haben würden. Sie wollten dieses aus gewissen Zeichen, die uns entgangen waren, und die wir, wenn wir sie auch gewahr geworden wären, doch ohne besondere Aufmerksamkeit beobachtet hätten, vorhersagen. Ihre Prophezeyhung fügte uns nur wenig an, wir hörten nicht auf sie, und blieben munter, wie vorher. Es währte nicht lange, so stürzte sich eine Menge großer weisser Vögel auf die See herab, streifte an unserm Schiffe vorüber, erhob ein fürchterliches Geschrey und begleitete uns eine Stunde weit. Noch einmahl nahmen die Schiffer das Wort, und betheurten aus dem Fluge dieser Unglücksvögel, daß der Sturm ganz nahe sey. Unser jugendlicher Leichtsinn ließ uns auch itzt noch der Auguren spotten, und sie hatten uns gut sagen, unser Lachen würde sich in Angst und Gebeth verwandeln, solange uns keine denkmögliche Ursache des Sturms vor Augen kam, achteten wir der weithergeholten unzuverknüpfenden nicht. — Ist es nicht so im menschlichen Leben allenthalben? Der erfahrne Schiffer auf den Wogen des Lebens ahndet schon die drohende Gefahr, wo der Neuling der Unglaubige noch Ruhe und Glück erblickt. — Ach damahls, damahls, als ich Elsaß verließ, und mit den zwey Un=

glücklichen nach Cöln zog, damahls hätte der Schärfer=blickende, der, dem die ganze zukünftige Kette der Ereignisse schon aus dem Momente des Abreisens selbst an nothwendigen Gliedern vor Augen lag, damahls hätte vielleicht dieser schon meine nachherige Mordthat voraus sehen, voraus bestimmen können. Nur mir dem Verblendeten war es noch Dunkel in der Zukunft.

Eine leise Bewegung entstand nach und nach in der See, es bildeten sich hie und da verschiedene Wasser=wirbel, die sich auf einmahl pyramidenförmig in die Höhe schwangen, ein Geräusch verursachten und im Herunterfallen uns in dem offenen Schiffe benäßten. — Den Himmel überdeckten Wolken und es entstand ein fürchterliches Ungewitter von Sturm und Blitz begleitet. Noch nie hab ich ein ähnliches erlebt. Unser schwaches Fahrzeug wurde von den Wogen auf und nieder ge=schleudert, lag bald auf der rechten Seite bald auf der linken. — Glaubten wir auch einen Augenblick vorwärts zu kommen, so wurden wir doch gleich wieder zurücke geschleudert, und sahen uns wieder an dem nehmlichen Orte, an dem wir lange schon vorüber gekommen waren. — Itzt itzt mehrte sich die Gefahr, sie stieg auf den höchsten Grad. Die Schiffer erklärten noch niemahls ein fürchterlicheres Toben des Sees gesehen zu haben, sie kündigten uns den unausbleiblichen Untergang an, hörten auf zu arbeiten und überließen das Schiff der Wuth der Wogen.

Unbeschreiblich war unsere Lage. Einige meiner Reisegenossen rissen sich stumm und verzweiflungsvoll die Haare aus, andere schrieen und heulten, zwey Geist=

lichen riefen laut alle Heiligen um Rettung an. — Die Nacht war herangebrochen. Blitze erleuchteten die tobende See. Mein Reisegefährde aus Hamburg und ich lagen auf dem Boden des Schiffs, hielten uns umschlungen, und erwarteten in schrecklichster Angst den verkündeten Schiffbruch, den nahen unausbleiblichen Tod in den stürmenden Fluthen des Sees.

Unbegreifliches Lenken und Leiten da oben über dem flammenden Sternen-Meere! So nahe, so nahe ihm zu seyn, eine einzige vielleicht nur noch eine einzige stärkere Erschütterung der Luft, eine einzige heftigere anprellende Woge des Sees und mein Lebensfaden wäre zur glücklichsten Stunde zerrissen worden; ich hätte ein nasses aber kein schimpfvolles, schändliches Grab gefunden; ich Unglücklicher hätte das gräßliche Bild, das mir itzt unaufhörlich vor Augen schwebt — das Bild des Hingeführt-Werdens zum Blutgerüste, zum schrecklichen Tode niemahls in meine bange Seele aufgenommen. — O! warum war es mir nicht vergönnt zu sterben? Warum entzog mir der Himmel diese Wohlthat? Warum ward ich aus Millionen ausgehoben ein warnendes Beyspiel der menschlichen Verirrung noch Jahre fortzuleben?

Im Dunkel der stürmischen Nacht erblickten auf einmahl die Schiffer in der Ferne den Schein eines Lichtes. O! was war uns damahls dieser schwache verlorne Strahl werth! Werther als alle strahlende Diamanten aus dem Turbane des Mogols. — Die Schiffer auf diesem helvetischen See führen gewöhnlich ein Horn bey sich, mit dem sie bey Gefahr zu Hülfe rufen können. Dieses ergriffen sie itzt und bliesen hin-

ein, so laut sie nur vermogten. Am fernen Ufer, dort, wo wir das Lichtchen flimmern gesehen hatten, lag ein einsames Dorf. Das Hülfe-Geschrey und das Blasen in's Horn, trieb die Bewohner desselben ans Gestade. Sie schrien uns zu; allein es war ihnen eben so unmöglich uns zu Hülfe zu eilen, als es uns war zu landen.

Endlich, es war gegen Mitternacht, legte sich der Sturm, und die See begann sich zu ebenen. Alles legte Hand an. Wir arbeiteten aus vollen Kräften, und mit dem Grauen des Tages landeten wir an einem Orte, dessen Nahmen ich ewig nicht vergessen werde, an Ury.

Unter Freudenthränen und unter dem heißesten Dankgebethe zum Himmel stiegen wir ans Ufer. Wo finde ich Worte her, die Empfindungen zu schildern, die uns ergriffen, den frohen Schauer. der uns durchzitterte, als unser Fuß mit dem ersten Schritte den festen nun nicht mehr wankenden, nun nicht mehr gefahrdrohenden Boden berührte? Wer hätte mir in diesem Momente, den ich für den seeligsten den glücklichsten halte, wohl zugesen: Einst, einst wird die Stunde kommen, in der du ihn verwünschen wirst, in der du mit Wonne an die stürmische Mitternacht denken, den Tod in den Wellen dir als erfreulicheres Schicksal vorstellen wirst!

So — so wiegt der Mensch der Begränzte den Werth seiner Ereignisse ab. Den Augenblick, den er itzt nicht mit Kronen bezahlen zu können glaubt, mögte er vielleicht nach Jahren um alle seine Schätze dahingeben können, und den Augenblick, den er itzt für den

unglücklichsten seines Lebens erkennt, mögte er nachher sich wieder zurückerufen!

Mehr noch durch die ausgestandene Todesangst als durch andere Strapatzen ermüdet, beschlossen wir in Ury einige Zeit zu rasten und neue Kräfte zu sammeln. Wir genossen zwey Täge der erwünschten Ruhe und brachen erst am dritten auf.

Wie wäre es mir itzt in dieser Seelenstimmung in diesem schauerlichen Kerker möglich, das Gemählde der romantisch schönen Gegend zu mahlen, die ich durchwanderte!

Die Erinnerung an die himmlischen im Schmelze von tausend Farben prangenden Wiesenthäler, an die engen schwarzen herabhängenden Felsenschlüchten, die wild dahin sich stürzenden von Klippe zu Klippe tosenden Bäche, die freundlichen glücklichen Hütten von so guten und schlichten Menschen bewohnt, die Erinnerung an alles das, ergreift mich so mächtig, stimmt mich zu solcher Wehmuth herab, daß ich die Feder sinken lassen muß. — O ihr glücklichen Bewohner der Gebürge, der ärmste, der geringste unter euch ist ein Fürst, ein Gott gegen mich!

Schnell, schnell vorüber!

Ich betrat den St. Gotthardsberg, und sah das kleine gefahrlose Wasser, das sich zu dem stolzen Strome, den sie Rhein nennen, bildet. Mir lispelte kein Genius zu — einst wirst du an dem Gestade dieses

Stromes die scheußlichste That der Welt verüben. — Schauer ergriff mich, als ich die Spitze des Berges erblickte, und mich in dem Gedanken verlor, daß auch ich diese Höhe erklimmen würde.

Am Fuße des Berges liegt eine große Herberge, wo die Reisenden sich im Voraus stärken, sich mit Piken und mit spitzigen Eisen in die Schuhe, um damit den überschneiten und gefrornen Gipfel zu übersteigen, und endlich auch mit Lebensmitteln versehen. Hier hielten wir einige Stunden still.

Wanderer nach Italien, der du hier einst verweilen wirst, gedenke, daß auch hier der unglückliche Schäffer rastete, er sah die gefahrvollen Felsenwege vor sich, überstieg sie, aber das — das war nicht der letzte Abgrund, an dem er glücklich vorüber kam — ferne ferne, als er längst schon diese und so manche andere Gefahr hinter sich gelassen hatte, kaum mehr ihrer gedachte, da wandelte er an einem unsichtbaren Abgrund hin, und fiel — und war ewig verloren.

Glücklich erreichten wir die große Eremitage, den Ort, wo die Aermern um Gottes Lohn einen eben so willkommenen Ruheplatz und Nahrung als die Reichern für ihre Geschenke erhalten.

Welche schwindelnde Höhe auf des Berges Gipfel, welche fürchterlich aus den Klüften brausende Winde, welches ewige Wandern im Schneegestöber, welcher auf der Tiefe ruhende Nebel! Man geht stumm und gedankenschwer den gefahrvollen Pfad einher, spricht sich

nicht und wenn man auch könnte, und denkt mit Schauer und Bewunderung an die schaffende Natur. Die übrige Welt, die man in der unendlichen Tiefe zurückegelassen hat, mit ihrem Glanze und ihren Vergnügen wie klein deucht sie uns!

Ein Tag gieng vorüber, und wir waren in einer andern ganz fremden Gegend. In einem kleinen aber artigen Landflecken. Es war uns sonderbar zu Muthe, uns einige Tage zurücke zu denken, wo wir noch den großen Vater der Berge mit seinen Schrecknissen vor Augen hatten. Nach zwey der Ruhe gewidmeten Tagen legten wir den Rest unserer Reise zurücke und befanden uns in Italien. — Je näher wir diesem schönen herrlichen Lande kamen, desto milder und wärmer wurde die Luft, die Berge liefen in sanfte Ebene ein, die Reise wurde immer angenehmer, immer reitzender, immer mannichfaltiger. Wir bedienten uns wieder der Post, und fuhren der lombardischen Hauptstadt dem prächtigen Mayland entgegen. — Binnen vier und zwanzig Stunden war es erreicht.

Hier hatte mein Reisegefährde Geschäfte, und überließ mich mir selbst. Alles, was Sehenswerth war, ließ ich mir zeigen. Vieles erregte meine Aufmerksamkeit, vieles meine Bewunderung. Vor allem aber war es die unterirrdische mit Gold und Silber starrende Capelle des heiligen Borromäus — sie befindet sich in der prächtigen weit und breit berühmten Metropolitan-Kirche — die mein Erstaunen am meisten und am längsten zu fesseln wußte. Heilige Andacht ergriff mich in ihr, ich war außer mir.

Sieben Tage etwa befanden wir uns in Mayland, mein Reisegefährde hatte seine Geschäfte vollendet, und wir schickten uns an nach Florenz zu reisen.

Darin zeichnete sich mein Schicksal vor allen übrigen aus, daß ich, wie ich bereits im Eingange bemerkt habe, in meinem ganzen Leben, so oft ich auf der Zinne der Zufriedenheit stand, Vergnügen und Ruhe genoß, durch eine unsichtbare Hand in den tiefsten Abgrund zurücke geschleudert wurde; gleichsam als ob meine Bestimmung seyn sollte, der ewige Ball des Zufalls zu seyn. Mein ganzes Glück ruhte in diesem Augenblicke auf meinem jungen Freunde, durch ihn wurd' ich unterhalten, sah Italien, und hoffte einst eine bessere Zukunft; ward Er mir entrissen, so konnte meine Lage nicht verzweiflungsvoller seyn.

Eines Abends klagte sich mein Reisegefährde, und spie Blut. Er achtete es nur wenig und erklärte sich, daß er solche Anfälle schon mehrmahls gehabt habe, aber daß sie immer wieder vorübergegangen seyen. — Wir legten uns zu Bette. Jeder hatte ein besonderes Zimmer. Den folgenden Morgen blieb mein Reisegefährde, länger als bisher seine Gewohnheit war, auf seinem Zimmer. Das befremdete mich, und ich eilte ihn aufzusuchen. — Sein Schafzimmer war von innen verschlossen. Ich klopfte mehrmahls an, aber keine Antwort erfolgte. Da ich nichts anderst wähnte, als daß er in einem ungewöhnlich festen Schlafe läge, so kehrte ich ruhig wieder in meine Stube zurücke. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien ich zum zweyten Mahle, pochte wieder an, erhielt wieder keine Antwort,

und entfernte mich. Nun begann eine schwarze Ahndung eine Unruhe ohne Gleichen sich meiner zu bemeistern. Ich wartete nur noch wenig Momente und kam zum dritten Mahle vor seine Thüre: ich lärmte, ich rief. Keine Antwort! — Alles Stille! — Athemlos stürze ich zum Wirthe und fordere ihn auf, die Stube meines Reisegefährden zu sprengen: mir ahnde ein Unglück. Die Thüre wird geöffnet, ich fliege auf das Bett meines Freundes hin, und — o! entsetzlicher Anblick! finde ihn schwimmend in seinem Blute, ringend mit dem Tode. — Eilends wird ein Arzt berufen. Dieser erklärt, mein Freund müsse einen Blutsturz bekommen haben, und wendet alles Mögliche zu seiner Rettung an. Aber Vergebens ist alle menschliche Mühe. Die Stunde war erschienen, wo seine Blätter fallen sollten, die alles verheerende Sichel des Todes an seinen jugendlich blühenden Stamm gelegt. Er starb — und mit ihm all' meine Hoffnung, meine Unterstützung, mein ganzes zukünftiges Wohl. Hätte ihn das Schicksal länger gefristet, wäre ich nicht durch seinen Tod genöthigt gewesen zu eben der Zeit in's Elsaß zurückezukehren, in der ich nun zurückekehrte, so wäre ich nicht in ein Labirinth geführt worden, an dessen Ausgang das Ungeheuer lauerte, dem ich ein Opfer fiel. Soll ich nun nicht den Tod meines Freundes doppelt bejammern!

Da war ich nun weit weit getrennt von meinem Vaterlande, in einer großen Stadt, unter Menschen deren Sprache ich nicht einmahl reden konnte, ohne alle Freunde, ohne allen Schutz und ohne Vermögen. — Welche Lage für einen jungen Menschen! — Wo sollte

ich mich hinwenden, was beginnen, von wem Rath's erhohlen, wessen Unterstützung anflehn? Tausend Gedanken, Entwürfe und Pläne durchkreuzten mein Gehirn, und wenn sie alle den Zirkel durchgelaufen waren, war ich um keinen Schritt weiter als vorher. —

Der Wirth in dem Hause, wo wir abgestiegen waren, bemerkte meine übermäßige Traurigkeit, meine trostlose Verzweiflung. Er sprach gut Latein. Sie haben einen Freund verloren, sagte er, den sie sehr zu lieben scheinen. Ich nehme Antheil an ihrem Schmerze. Er ist gerecht, er macht ihrem Herzen Ehre. Aber mässigen sie sich, beruhigen sie sich; noch gibt es edle Menschen in der Welt, und das zwar allenthalben. — Wo denken sie itzt hinzureisen?

Nur mit Thränen konnte ich antworten. Ich offenbarte ihm meine bejammernswerthe Lage, und sagte ihm, daß ich gesonnen sey, wieder zurück zu den Meinigen zu reisen, ich bath ihn zugleich, mir dazu Rath und Hülfe zu ertheilen. Auch hier war ich auf einen Menschenfreund gestoßen. Der edle Mann stellte mir die Gefahr, und das Kostspielige vor, das eine Reise in mein Vaterland habe, und versprach mir eine leere Retour-Chaise, die bey den häufigen Auswanderungen der Franzosen nicht selten wären, zu verschaffen; womit ich denn wenigstens bis an die Gränze um geringes Geld kommen könnte. — Er hielt Wort und brachte mir in einigen Tagen Nachricht; daß sich eine Gelegenheit für mich nach der Schweitz gefunden habe. Mit einigen

wenigen Kronen miethete ich mir die Chaise, und reiste ab. Wenn es in diesem Lande nicht so wohlfeil Zehren gewesen wäre, so würde ich mit meinem Gelde, so sparsam ich auch damit umzugehen wußte, bey weitem nicht ausgekommen seyn. — Nach einer viertägigen Reise kam ich an den Fuß der Schweitzer-Gebürge, wo ich meinen Kutscher zurücklassen und nun den Weg, den gefährlichsten, allein antreten mußte. — Meine Traurigkeit, mein Mißmuth, war gränzenlos. Wie sollte ich allein das Gebürg übersteigen? Und auf Gesellschaft harren, wie konnte ich dieses bey meinem wenigen Gelde?

Auch itzt, auch in dieser Verlegenheit, führte mir das Schicksal unerwartete Hülfe zu. In dem nähmlichen Hause, wohin ich gekommen war, befand sich eine Gesellschaft Zürcher Kaufleute, die, wie ich vernahm, in ihre Vaterstadt zurückereiste. Ich wagte es schüchtern mich an sie zu wenden und sie zu bitten, mir, der ich aus fernen Gegenden her und fremd und unbekannt seye, die Erlaubniß zu gestatten mit ihnen die Reise zurückezulegen. Mit jener edlen Herzensgüte, wie man sie nur in den Thälern der Schweitz findet, nahmen sie mich in ihre Mitte auf, als ob ich der Bruder eines von ihnen gewesen wäre. Sie trieben ihre Gefälligkeit, die sie nicht erst mit einem Wortkram vor mir ausspreiteten, soweit, daß sie nicht litten, daß ich, der ich der Münzen des Landes unkündig seye, auszahlte. Sie zahlten immer zugleich für mich mit, und auf meine Errinnerung sagten sie mit Lächeln, das werde sich alles in Zürich finden. Mein stilles nachdenkendes schwermüthiges Wesen war den frohen heiteren Schweitzern auffallend. Sie

fragten mich gutherzig über den Zweck meiner Reise und meinen Stand. Wie konnte ich gegen Menschen, die die Aufrichtigkeit die Gradheit selbst waren, zurückhaltend seyn! — Ich entdeckte ihnen, ohne das geringste Hehl zu tragen, meine Abentheuer und meine kummervolle Lage. Dieses, was vielleicht in einer andern Gegend der Welt unter Menschen anderer Art gedient hätte, ihre Neigung, ihre Freundschaft zu mir, dem in der Irre wandernden armen nach Glück haschenden jungen Theologen, zu vermindern, mich verächtlich zu behandeln, abzusöndern, zu verlaßen, dieses diente nur die biederen Zürcher an mich zu ketten. Sie verdoppelten ihre Freundschaft gegen mich, sie überhäuften mich mit Gefälligkeit und die Art, womit sie mich aufzuheitern, zu ermuntern suchten, gehörte nicht unter die geringsten Beweise ihrer Zuthätigkeit.

Aber all ihr Zureden, ihr Aufmuntern war vergebens. In einem andern Augenblicke würde es mir vielleicht die düstern Wolken von der Stirne verweht haben, nur itzt nicht, nur nicht in dieser Reise. — Durchwanderte ich nicht denselbigen Weg, den ich noch vor kurzem mit meinem junge Freunde in so froher hoffnungsreicher Laune durchwandert hatte? — Erinnerte mich nicht dort ein Felsen, hier ein Baum oder ein Oertchen, das wir gemeinsam und glücklich besehen, an denen wir von diesem und jenem traulich gesprochen hatten, an den Verschiedenen? — Ach! überall umschwebte mich sein Bild, an allen Orten sah ich den Edlen wieder; hörte ich seine Stimme! — Die reitzendste, herrlichste Gegend, die mich bey meiner Hinreise entzückt

hatte, war mir itzt öd, traurig und still. Weinend betrat ich sie. *)

Endlich kamen wir in Zürich an. Da ich mich itzt von den Kaufleuten trennen mußte, so bath ich sie, mir gefälligst zu sagen, was sie für mich ausgelegt hätten. Ich erwartete eine Summe zu hören, die mein letztes Vermögen verschlingen würde, ich sah dem Momente entgegen, wo ich entblößt von allem ein Stückchen Brod von fremden Händen erflehen — mich nach Strasburg betteln mußte. Aber ich kannte die Großmuth dieses Volkes noch nicht. Mein Maaßstab, der Maaßstab, den ich an den eigennützigen Kaufleuten meiner Gegend abstrahirt hatte, war der nicht, mit dem gutherzige Schweitzer gemessen werden durften. Mit kurzen Worten sagten sie mir, daß ich von ihnen nicht erwarten dürfte, eine Rechnung für die vorgeschossene Lumperey — das war sie aber in der That nicht — zu erhalten. Ich möchte in Gottes Nahmen wieder zu den Meinigen zurückekehren, sie wollten mir eine gute

---

*) Dieses alles sind unverfälscht die Worte Schäffers. Daß er hier Feinheit des Gefühls nicht geheuchelt, daß er hier wirkliche Empfindung geschildert haben kann, läßt sich bey all seiner nachherigen Grausamkeit denken. In unserm Zeitalter sind ja Menschen, die entgegengesetzte Eigenschaften wie diese vereinigen, die sich über eine verwelkte Nelke zu Tode grämen und einen blinden Achtzigjährigen vor ihrer Thürschwelle verhungern lassen, eben keine seltene Erscheinungen; und haben wir nicht während der Revolution Züge erlebt, daß Kannibalen Bruderliebe geübt, und Weichherzige Todes-Urtheile ohne Untersuchung und Recht ausgesprochen haben?

Gelegenheit darzu verschaffen. — Daß sie dieses auch bewirkten, bedarf kaum wohl angeführt zu werden. — Ich erhielt eine gute und wohlfeile Gelegenheit nach Basel. Tiefgerührt nahm ich Abschied von ihnen, und sah sie nie mehr wieder. Sie werden sich meiner, wenn ihnen etwa dieses unglückliche Buch in die Hände fallen sollte, noch erinnern. Welcher von ihnen würde sich wohl damahls, als ich weinend schied, haben träumen lassen, daß er nach zwölf und mehreren Jahren diesen bemitleideten beschenkten jungen Wanderer als schändlichen abscheulichen Mörder wiederfinden werde?

Meine Reise nach Strasburg war kurz und glücklich. Das erste, was ich bey meiner Ankunft that, war, daß ich meinem dortigen Freund Maürer aufsuchte. Wie erstaunt war dieser nicht über meine so unvermuthete Erscheinung! Er mochte zu gleicher Zeit in meinem Gesichte Spuren der Niedergeschlagenheit und des Kummers gelesen haben; denn er blickte mich stumm und starr mit ängstlicher besorgter Miene an. Ich erzählte ihm, wie mich das Schicksal verfolge, und was ich am Sterbebette meines jungen Hamburgers *) gelitten habe.

Daß ich nun Strasburg nicht mehr verlassen, daß ich dort mein Glück suchen sollte, riethen mir alle Umstände, mein Geldmangel, meine Freunde. Auch schien das große Hinderniß, das mich bey meiner letztern An=

*) Warum Schäffer nirgends den Nahmen dieses jungen Menschen genennt hat, würde vielleicht eine Art von Argwohn erregen, wenn er die Biographie in einer andern Epoche, wo sein Geist freyer und heller gewesen, geschrieben hätte.

wesenheit in Strasburg zurückgehalten hatte, größten Theils geschwunden zu seyn. Die Uneinigkeit, die einst unter den Geistlichen herrschte, begann sich allgemach zu verliehren und der Gottesdienst in seinen Glanz zurückzutreten. — Wie leicht ward es mir nun zu wählen, wie leicht ward es mir zu bleiben!

Noch glaubte ich erst den Rath eines in Amt stehenden Geistlichen abwarten zu müssen, ehe ich den letzten entscheidenden Schritt thun könnte. Des Mannes Meinung fiel dahin aus; daß ich ohne alles Bedenken den Weg der übrigen Geistlichkeit des Elsaßes einschlagen dürfte und für meine Seele keine Gefahr zu befürchten habe. Wessen Aug war aber auch scharfsehend genug, um aus diesem Schritte mein Verderben nach und nach emporsteigen zu sehen! — Ohne den mindesten Anstand zu nehmen gieng ich zum Director des bischöflichen Seminariums, bey dem ich — wie ich bereits gesagt habe — von meinem Freunde M a u r e r noch vor meiner italienischen Reise aufgeführt worden war. Ich legte ihm die Zeugniße vor, die ich mit von Haus gebracht hatte, und übergab ihm meine ganze Sache. Der edle Mann versprach für mich Sorge zu tragen und hielt pünktlich Wort. Er überreichte meine Papiere der bischöflichen Commission und bestellte mich auf den folgenden Tag um das Resultat seiner Bemühung zu vernehmen. Wie ängstlich ich auf diesen Morgen harrte, wie unruhig die Nacht war, die diesem vorhergieng, bedarf wohl keiner Erwägung. Verzweifelt wäre ich, wenn meine Bitte abgewiesen worden, und nun — so räthselhaft ist das menschliche Leben —

ergreift mich Verzweiflung, wenn ich denke, daß sie erfüllt worden. —

Um die bestimmte Zeit — gewiß verspätete ich mich um keinen Moment — erschien ich bey dem Director. Meine Zeugnisse waren für hinreichend angenommen worden, und ich auf die Liste derjenigen gesetzt, die nach einem vorhergehenden Examen in das Seminarium aufgenommen werden sollten. — Mir bangte es vor keiner Prüfung; denn ich war in der Theologie wohl bewandert. — Unser waren es zehn, die an einem bestimmten Tage von der bischöflichen Commission ein scharfes Examen aushalten mußten. Ich allein war ihm zwey Stunden unterworfen. — Daß ich unter diejenigen kam, die zur Aufnahme würdig befunden worden, bewieß mir, daß man zufrieden mit meinen Antworten gewesen seyn mußte.

Man kann sich leicht denken, daß ich den Tag meines Eintritts in das Seminarium als den glücklichsten den festlichsten meines bisherigen Lebens seegnete. Mein unbestimmtes Dahinschweben hörte auf, ich bekam einen edlen einen großen Zweck, für eine glücklichere Zukunft war der Grundstein gelegt.

Auch hier, wo ich nun auf immer getrennt von meiner Familie von meinen Gespielen unter fremden an Sitte und Lebensart verschiedenen Menschen Jahrelang leben sollte — eine Situation, die für einen Menschen von Gefühl immer herb genug ist — auch hier hatte das Schicksal für mich gesorgt, ich fand einen Freund,

einen zärtlichen warmen den besten Freund meines Herzens — A v e r d o n k.

Vor vielen Jahren hatte ich in Cöln mit ihm studirt, dann war er mir verloren gegangen. Er hatte sich einige Zeit in der Abthey Ehrenstein aufgehalten, hatte sie verlassen und war wie ich dem Rufe an den Oberrhein gefolgt. Er war ein Mann von großen Talenten, großer Redner, Philosoph und Dichter. Inniger konnten nie Sterbliche aneinander hangen, keine Freundschaft vollkommener, keine Harmonie der Meynungen größer als unter uns beyden seyn. *)

Nur mein eigener Fleiß, ein rastloses Studium war das Mittel, wodurch ich mir itzt den weiteren Weg zu einer Pfarrey bahnen konnte; das fühlte ich, und darum widmete ich mich mit allen Kräften meinem Fache. Mein Fleiß war so anhaltend, so ausdauernd, daß ich gewöhnlich, wenn die andere Seminaristen die Vacanztäge benutzten, um sich zu zerstreuen und zu vergnügen, zu Hause blieb, über meinen Büchern lag, und mich immer mehr und mehr zu vervollkommnen suchte. **) So verstrichen nun drey Monate und die Zeit rückte heran, daß die Weihungen ertheilt werden sollten,

*) Ohne alle Zweifel hat A v e r d o n k großen, den größten Einfluß auf das Leben des S c h ä f f e r s gehabt; beyde standen auf dem vertrautesten Fuße. — Wir werden uns später bemühen über ihre Verhältnisse zu einander einige Notizen und zwar aus den ächtesten Quellen den eigenen Manuscripten dieses A v e r d o n k s mitzutheilen. —

**) Ob diese Erzählung Glauben verdiene, wollen wir hier nicht untersuchen. — Vielleicht gibt sein Betragen während

Noch ein Examen wurde vorgenommen. Ich bestand so gut darin, daß ich allgemeinen Beyfall einärndete. Nun erhielt ich das Subdiakonat. Tonsur und quatuor minores hatte ich in meinem Vaterlande (in Cöln) noch unter dem Weihbischofe Königsegg empfangen. Zugleicher Zeit mit mir erhielt mein Busen-Freund Averdonk das Presbyterat, verließ das Seminarium und wurde auf dem Lande als erster Kaplan angestellt.

Wie schmerzhaft mir der Verlust meines Freundes meines Rathgebers war, kann ich nicht schildern. Er war der einzige in dem Seminarium gewesen, mit dem ich vertrauten Umgang pflegen konnte, in dessen erhabenen Geistesstrahlen ich mich sonnen und beleben konnte. Doch dieser Verlust sollte nicht der einzige seyn, den ich dulden mußte.

Auch mein Landsmann und Freund Maurer wurde von mir gerissen. Er reiste nach Wien um dort als praktischer Arzt angestellt zu werden. Daß ich mich nun wieder völlig allein, verlassen und ohne Stütze finden sollte, dieser Gedanken vermehrte mir das ohnehin Bittere des doppelten Abschieds von den zwey einzigen, die ich liebte. — Wie oft machte ich nicht damahls eine Bemerkung, die ich nachher mit jedem Tage Gelegenheit hatte bestättigt zu finden, daß der Sterbliche

---

seines letztern Aufenthaltes in Cöln uns Gründe zu glauben, daß er wohl nie an ein dem stillen Studium gewidmetes Leben gewohnt war, daß Schwärmen und Herumvagiren mehr in seinem Charakter lag als das Gegentheil.

nicht für dauerhaftes Glück, für ununterbrochene Freude geschaffen ist, daß die Blumen nur blühen um zu verwelken, daß die Thränen der Wiege nur erst im Staube des Grabes abgetrocknet werden. *)

Traurig und still flossen meine Tage von nun an dahin. Mein einziger Gesellschafter war itzt das theologische Compendium. Dieses verschaffte mit Unterhaltung und Vergnügen. —

Nach Verlauf von einigen Monaten erhielt ich das Diakonat, und nun wurde mir eine angenehme Beschäftigung zu Theil das Prediger-Amt. Unglaublich war die Mühe, der Fleiß, den ich darauf verwendete, und der Beyfall, den ich in der Folge fast allenthalben ärndete, war mir eine Probe, daß ich einiges Talent hierin besaß. **)

Es währte nicht lange, so erhielt ich das Presbyterat, ***) und wurde zugleicher Zeit als erster Kaplan

---

*) Diese Reflexionen Schäffers beym Abschiede seiner Freunde sind wörtlich so, wie wir sie gegeben haben.

**) Ob Schäffer Genie zum Kanzel-Redner hatte, wie er sich schmeichelte, wollen wir den Lesern, denen wir nachher etwas von seinen Predigten mittheilen werden; zum Entscheiden überlassen.

***) Häufig und allenthalben wurde nachgefragt: War denn auch Schäffer ein wirklicher Priester? Einige fromme Bewohner Cölns eifersüchtig den Nahmen der Orthodoxen zu behalten, den sie schon zu Ortuins und Hoogstraatens Zeiten

in der Pfarrkirche von St. Magdalena in Straßburg angestellt. Ueber ein halbes Jahr versah ich diese Stelle mit Ruhm. Meine Predigten fanden allgemeinen Beyfall, meine Beichtkinder liebten mich, ich war zufrieden und nichts fehlte mir um vollkommen glücklich zu seyn, als der Umgang meiner Freunden. — Um diese Zeit begehrte ein Pfarrer auf dem Lande, der schwach und kränklich war, einen Kaplan. — Der Director des Seminariums ließ mich rufen und munterte mich auf, diese Stelle anzunehmen, er stellte mir die Vorzüge des Landlebens in reitzendem Bilde dar, er schmeichelte mich mit der Hoffnung bald selbst dem kränklichen Pfarrer nachfolgen zu können. Ich willigte ein. —

So verließ ich nun Staßburg, das mir bisher so viel Vergnügen gewährt hattte, und reiste meinem neuen Bestimmungsorte zu. Groß waren die Hoffnungen, die ich mir von meinem künftigen ruhigen Landleben entwarf; aber größer noch als meine Erwartungen, war das Vergnügen, das meiner in dem einsamen Dörfchen harrte. Averdonk mein Freund, mein

---

mit so vielem Ruhme bekleideten, glaubten diese Frage zur Rettung des Priesterstandes thun zu müssen; gleichsam als ob das Verbrechen des Individuums eine ganze große ehrwürdige Classe beflecken könnte, und als ob Schäffer nicht durch Schändung eines ganzen Geschlechtes — des Menschengeschlechtes tiefer gesunken wäre, als er je sinken konnte; aber Canonisten, die die actus ordinis von den actibus jurisdictionis zu unterscheiden wissen, sind über die Frage gleichgültig hinausgegangen, indem sie des Bischofs Brendels Weihen eben die Kraft beylegten, als jedes andern.

Lehrer, mein Schutzgott lebte nur zwey kleine Stündchen von meinem Dörfchen. Wir sahen uns wieder, wir knüpften das Band der Freundschaft von Neuem an, wir brachten in wechselseitigen unschuldigen Vergnügen den größten Theil unserer Zeit hin. Wenn mich Arbeit in meiner damahligen heiteren frohen Stimmung hätte niederdrücken können, so wäre es gewiß der Fall gewesen; denn ich wurde auf unglaubliche Weise damit überhäuft. Der Pfarrer, bey dem ich als Kaplan stand, wurde von Stunde zu Stunde schwächer, kränklicher nnd unfähiger seinem Dienste vorzustehn. Auf mir allein lag die Arbeit, aber ich fühlte sie nicht. Sie war ein Gegenstand meiner Zufriedenheit. O wie ganz anderst ist es, wenn wir Gewissensangst im Busen irgend eine Geistesarbeit verrichten müssen, wie kriechen wir unter ihrer Last, wie beugt sie uns nieder! Ich habe diese unseelige Erfahrung gemacht; aber ich wünsche meinem Todfeinde nicht sie auch zu machen.

Nun komme ich an eine glückliche Epoche von meinem Leben. Etwa ein Jahr war ich bey meinem alten Pfarrer, als ich unvermuthet von meinem Freunde Averdonk einen Brief erhielt, worin mir der Todesfall des zweyten Kaplans in der Pfarrey, in der er, wie ich schon bemerkt habe, die Stelle des ersten Kaplans versah, angedeutet wurde. Zugleich bath mich Averdonk sehr dringend meinen itzigen Posten zu verlassen, die erledigte Kaplaney anzunehmen, und so an seiner Seite meine künftige Tage zu verleben. Konnte mir ein angenehmerer ein erwünschterer Antrag gemacht werden? Bey ihm zu seyn, den ich über

alles liebte, von dessen großen unbeschränktem Geiste ich Vergnügen, Belehrung und Vortheile jeder Art zu erwarten hatte, bey ihm, der so warm und treu an mir hieng — was konnte ich dagegen in Anschlag bringen! — So leid' es mir that, meinen würdigen alten Pfarrer zu verlassen, der Wink der Freundschaft war zu mächtig, als daß ich ihm widerstehen konnte. Ich verließ meinen Posten und warf mich in die Arme meines Freundes.

Das — das waren wohl unter so vielen so mannigfachen Stunden des Elends und des Kummers, die ich durchlebte, die einzigen, die kein feindseeliger Dämon trübte, wo ich den Becher des Vergnügens bis zum letzten Tropfen leerte und sagen konnte, was kein König auf seinem Throne sagen kann — ich bin zufrieden. — Der Ort, in dem ich mit meinem Freunde so glückliche Tage lebte, war ein schöner Landflecken der mitten in einem romantischen Gebürge lag.

Meine Zufriedenheit zu vermehren, war der Pfarrer, bey dem Averdonk und ich standen, kein Murrkopf kein Zänker, sondern ein gesellschaftlicher liebenswürdiger Mann. — Noch strahlen jene frohen Augenblicke, die ich in dem Kreise so guter Menschen am Herzen meines innigsten Freundes, fern von Kummer und Klage dem schuldlosesten Vergnügen lebte, bis in meine itzige finstere nächtliche Zeit bis in meinen Kerker zurücke und wissen auch hier noch mir einen — den letzten heiteren Moment abzugewinnen.

Abermahls ein Wechsel der Dinge! Averdonk, mit dem ich in ewiger Verbindung in ununterbrochenem

Umgange zu leben gewünscht hätte, wurde von mir entfernt. — Ich habe bereits erwähnt, daß Averdonk ein Mann von Genie, ein guter Dichter und ein noch besserer Kanzelredner war. *) Er hielt Reden in der Nachbarschaft des Ortes, wo er als Kaplan stand, und sprach mit so vielem Geiste und Salbung, daß ihn eine Gemeinde in einstimmiger Wahl zu ihrem Seelsorger erkohr. So leid es ihm that, sich von mir trennen zu müssen, denn er hieng mit voller Seele an mir, so war er doch ehrgeitzig und — Menschenfreund genug, seinem Rufe zu folgen.

Unersetzbar war mir sein Verlust; er stimmte mich zu tiefster Melancholie herab. Das Einzige, was mich entschädigte, war, daß ich wußte meinem Freunde gehe es wohl und daß ich in der Nachbarschaft von ihm wohnte, ihn oft, recht oft besuchen konnte, und des süssen Genusses seines Umgangs nicht völlig beraubt war.

Averdonk gehörte nicht unter die gewöhnlichen Freunde, die durch eine spannenlange Entfernung alle Funken ihres zärtlichen Gefühls verlieren. Nein, vielmehr gab ihm die Trennung nur Stoff thätiger und eifriger für mich zu arbeiten.

Zehn Monden waren verstrichen. Plötzlich kommt ein Expresse von ihm an, und überbringt mir einen

*) Und aus dem Vermächtniß und den Posthumis eines Dichters und Predigers fallen Federchen ab, mit denen sich zum Beyspiel ein Schäffer stattlich hätte ausschmücken können.

Brief. — So wie ich ihn entsiegle, finde ich mich auf das angenehmste überrascht. — Mein Freund, mein guter Freund benachrichtigt mich, daß kaum eine halbe Stunde von seinem Wohnorte eine Pfarrey erledigt sey, und daß er es — ohne mein Zuthun, mein Wirken, dahinbringen wolle, daß ich dazu ernennt würde.

So sehr ich auf sein Versprechen Zutrauen setzte, so wenig hegte ich Hoffnung, daß der Plan gelingen würde. — Aber ich kannte den ganzen Umfang seines freundschaftlichen Herzens nicht.

Ein zweyter Brief gelangte an mich und in diesem versammelten sich immer mehr und mehr Strahlen der Hoffnung. Künftigen Sonntag, schrieb er, wird die Gemeinde zwey Deputirte schicken, die deinem Pfarrdienste beywohnen, die über dich Kunde einziehen sollen.

Ich legte es auf den im Briefe bemerkten Sonntag darauf an eine schöne Predigt zu halten — und es glückte mir. Meine ganze Hoffnung fiel, als ich allenthalben nach den zwey Deputirten fragte und niemand sie gesehen haben wollte; aber hoch flammte sie auf, als ich einen dritten Brief von meinem Freunde erhielt, worin er mir meldete, daß die Wahl vor sich gegangen, daß ich die Mehrheit der Stimmen erhalten und daß bereits Leute nach Straßburg gereist wären, die Bestätigung von den obern Behörden zu hohlen.

So schnell — so schnell dachte ich nicht, daß mein einziger mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen könnte; denn ich hatte immer ein Mißtrauen in mein Glück.

Eines Tages saß ich im Garten nahe der Pfarrey-Wohnung, und studirte an einer Predigt, als mein bisheriger Pfarrer das Fenster öffnete, und mich zu sich rief. Wie ich in die Stube trat, begrüßten mich zwey angesehene Bürger und überreichten mir stillschweigend einen Brief von meinem Freunde. Ich öffnete ihn ahndungsvoll. Hier, so schrieb mein Freund, hier erscheint dein zukünftiger Maire und Adjunct vor dir. Sie werden dich noch heute in deine zukünftige Pfarrey bringen. Alles ist dort auf das Beste eingerichtet. Ich wünsche dir Glück. Für dein ganzes zukünftiges Leben ist gesorgt. Deine Stelle ist einträglich und deine Gemeinds-Glieder sind gut.

Eine lange Pause stand ich ohne sprechen zu können da, so sehr hatte mich diese unerwartete Wendung meines Schicksal erschüttert. Endlich kehrte ich mich zu dem Maire des Orts. Edle, brave Menschen, rief ich, wie haben sie mich, den sie nicht kennen, nicht geprüft haben, zu einem so ansehnlichen Amte erheben können? Wie kann ich mir dieses alles erklären?

Durch ihren Freund, den Pfarrer A v e r d o n k, erwiderten sie; er war es, der sich ihrer angenommen hat, der die Triebfeder des Ganzen geworden ist. Folgen sie uns. Eine Chaise steht bereit. In ihrer neuen Pfarrey werden sie alles finden, was sie nöthig haben. Sie werden mit uns zufrieden seyn.

Ich wendete mich zu meinem Pfarrer, er drückte mir die Hand, und wünschte mir Glück. Gerne nahm ich die Stelle an; nach Tische verließ ich meinen bisherigen

Aufenthalts-Ort, und reiste unter den seligsten Phantasien über meine Zukunft ab.

Mein Freund kam mir unfern meinem künftigen Wohnorte entgegen, er fiel mir in die Arme, er drückte mich an seinen Busen. Wir vergossen Freudenthränen. Ich stammelte ihm meinen Dank, und so zogen wir in den Ort ein. Hier hatte sich Alt und Jung versammelt. Mit Jubel und Freude wurde ich empfangen und in meine neue Wohnung geleitet. O welche Stunde — die fröhlichste meines ganzen Lebens!

Wenn ich über mich selbst, über mein vergangenes Schicksal nachdenke, so finde ich allenthalben die Hand eines Freundes, die mich erhebt, die mich rettet. Ich schien ausersehen zu seyn, mehr als jeder andere, nur durch fremde Unterstützung zu steigen und aufrecht zu stehen; aber kaum verließ mich mein hülfreicher Stab, kaum befand ich mich allein, mir selbst überlassen, so war auch der Augenblick meines Verderbens nahe.

Zwey volle Jahre vergiengen, und ich genoß Ruhe und Frieden; aber mein Glück sollte nirgends feste, nirgends haltbar seyn; ich sollte nur in den Stürmen der Welt herumgeschleudert werden. *) Der Mann

*) Daß Schäffer eine so große Lücke und zwar in der wichtigsten Epoche seines Lebens während den Revolutions-Jahren 1792 bis 1794 läßt — aus guten Gründen läßt — würde für die Geschichte unheilbar seyn, wenn uns nicht aus Schäffers Papieren Materialien übrig geblieben wären, wodurch wir uns in den Stand gesetzt fänden, sein absichtliches Stillschweigen in Etwas zu ersetzen. Davon nachher.

der mir alles war, an dem ich mich aufrichtete, in dem ich einzig Trost, Rath und Hülfe fand — Averdonk starb. Lange schon hatte der Tod in ihm gewühlt, lange schon war er kränklich, aber keine Gefahr für ihn da gewesen. Endlich griff es ihn stärker an; er wurde immer schwächer und schwächer, Monden vergiengen, ohne daß er einen einzigen gesunden Augenblick gehabt hätte; seine Natur war entschöpft. Arzneyen wirkten nicht, und die Aerzte, die es am redlichsten meinten, zuckten die Achsel, um nicht sagen zu müssen, er ist unwiederbringlich dahin.

In der Blüthe seiner Tage — noch hatte er das dreyßigste Jahr nicht erreicht — starb er; beweint von mir und bejammert von seiner ganzen Gemeinde. Die Wunde, die mir sein Tod schlug, wird nie heilen, denn wie er, gab es keinen Freund auf der Welt. Händeringend stand ich an seinem Grabe, und wünschte tausendmahl sein edles, thätiges licht- und heilverbreitendes Leben mit dem meinigen erkaufen zu können — aber was sind Wünsche — die ein Lüftchen verweht! — O! und wäre aus seinem Grabe damahls ein weissagender Genius emporgestiegen, und hätte mir zugeflüstert: Unglückseligster der Sterblichen, noch wird kein Decennium im Zeiten-Meere versunken seyn, so wird die schändlichste aller Thaten von dir verübt, so wirst du als zweyfacher Mörder zum Blutgerüste geschleppt werden; hinab würde ich mich gestürzt haben in Averdonks Grab, und glücklich mich gepriesen haben, an seiner Seite zu vermodern!

Wohl ihm, dem edlen Manne, daß er dahin ist, daß sein Ohr nicht mehr von dem Donnerschlage ge-

troffen wird: Dein Freund ist ein Mörder! Wohl ihm, daß er in diesem Zeitpuncte und keine Stunde später starb, daß er nicht die Leiden und Drangsalen erlebte, die gleich nach seinem Hintritte über das Priesterthum im Elsaß losbrachen.

Zwey Monate waren nach seinem Tode verflossen, auf seinem Grabe begannen die ersten Hälmchen leise im lispelnden Weste zu zittern, da brach sie aus die tyrannische Wuth, die grausame Verfolgung, der schreckliche Krieg gegen alles, was Religion athmete, was ihr diente.

Der 26. Junius 1794 war der unglückliche schreckensvolle in den Jahrbüchern des Oberrheins, ewig gebrandmarkte Tag, der Tag, an dem alle, die dem Altare sich gewidmet hatten, alle Priester des Elsasses ohne Ausnahme des Alters, Greise wie Jünglinge plötzlich von der Gendarmerie in ihren Häusern überfallen, mit Gewalt den Ihrigen entrissen, und unter dem Hohngelächter schlechtdenkender, gottvergessener Menschen wie Missethäter in das Innere des Landes geschleppt, und in die schauerliche Festung Besançon gebracht wurden.

Werden es wohl unsere späte Nachkommen glauben, daß die Regierung eines ansehnlichen frommen Volkes je so tief herabsinken, je auf den ruchlosen Gedanken kommen konnte, eine ganze Classe von stillen und ruhigen Bürgern, die dem Staate den wesentlichsten Nutzen leisteten, das Volk durch die Grundsätze des Christenthums und die Vorschriften des Evangeliums vom Laster

ab und zur Tugend hinwiesen, die an der Spitze ihrer Gemeinden durch Annahme der Gesetze, durch ihre Befolgung das große belehrende Beyspiel des Gehorsams gaben, die ehrwürdigste edelste Classe der Nation auf so unmenschliche, grausame und unsinnige Art zu verfolgen? — Nein, nein, unsere Nachkommen werden eher es möglich halten, daß die Historiographen alle sich getäuscht, sich geirrt haben, als daß das wahr seye, was doch zur Schande der Menschheit wahr ist.

Ich — ich selbst war Zeuge. — Doch was sage ich, eine ganze Nation, die Welt war Zeuge. Gerne möchte ich über die Jammer-Epoche der Priester-Verfolgung hinausgehen; aber wie kann ich das, ohne den wichtigsten merkwürdigsten Punct in meinem Leben, ohne zu verschweigen, was mir bey dem wohldenkenden christlichen Publicum eine Zähre des Mitleids und eine sanftere günstige Stimmung für das, was es späterhin von mir hören wird, erwirken soll.

Auch ich war einer der Unglücklichen, die aus den Armen ihrer Gemeinden gerissen, dem Gespötte der Gotteslaugner ausgesetzt, und in die fürchterlichsten Gefängnisse von Besançon geschleppt wurden. Auch ich war einer von den Unglücklichen, die auf dem ewigwährenden Transporte Mißhandlungen und Beschimpfungen aller Art dulden mußten.

Unvergeßlich wird mir und meinen damahligen unglücklichen Reisegefährten der Augenblick seyn, wie wir auf der Festung zu Besançon ankamen, unvergeßlich die Art, wie man uns empfieng, wie man uns behan-

delte. Wir arme Schlachtopfer wurden nun in drey Reihen gestellt, und mußten so der Ankunft des Festungs-Commandanten harren. Er war einer der fürchterlichen Terroristen, die da alles Gefühl abgelegt und eine blutgierige Politik an seiner Statt in ihrem Herzen aufgenommen hatten. Lange besah er uns, gieng an jedem von uns vorüber, und schien sich an unserer Verzweiflung zu weiden. Aus seinen stieren Augen funkelte Wuth und Haß gegen Religion und Priesterthum. Mit einem Hohngelächter endete er seine Revue, mit einem Hohngelächter und einem Strome von Flüchen, Verwünschungen und bittern Vorwürfen.

Da die Kühnsten unter uns es wagten, ihn um die Ursache seines Unwillens gegen Menschen, die er vorher noch nie gesehen hatte, die ihm kein Leid zugefügt hatten, zu fragen; da sie ihn zugleich bathen, ihnen doch die Ursache der Verhaftung zu entdecken, die sie sich in ihrem unschuldbewußten Gemüthe nicht vorstellen konnten; antwortete er mit einer wilden trotzigen Miene: Vous ètes des Prêtres! kehrte sich um, und gab Befehl, uns in die untersten Verließe zu führen. — Wir wußten damahls das Schreckliche nicht, das in diesem Befehle lag; aber wir erfuhren es gar bald. Einer der Soldaten machte dem Commandanten die Bemerkung, daß wir nicht 24 Stunden in dem unterirrdischen Gewölbe aushalten könnten, und sicher umkommen würden. Nur mit genauer Noth und nach langem vergeblichen Bitten, Weinen und Jammern, ließ sich der Barbar bewegen, uns ein Gefängniß geben zu lassen, wo wir doch wenigstens noch Hoffnung hatten, die morgige Sonne zu erleben.

Nur um dieses war es, um das wir flehten; denn wir wußten wohl, daß wir von dem Hartherzigen kein gelindes Gefängniß, keinen Ort, wie er Leuten unseres Standes und unserer Schuldlosigkeit geziemt hätte, erhalten würden. Wir wurden in enge dunkele Kammern — zu zehn bis zwölf — zusammen eingesperrt. Doppelte eiserne Thüre verwahrten den Eingang, große Riegel und schwere hängende Schlösser. Was konnten wir anders aus der strengen Art, mit der man uns verwahrte, schließen, als daß man uns den größten Staatsverbrechern gleichstellte, und uns eines Morgens — kostete es doch nicht mehr als einen Federstrich — zur Guillotine führen würde.

Die Menschheit, ein verblendetes Volk nicht zu schmähen, will ich nicht allen den Schmach, die Kränkungen, die Beleidigungen anführen, die wir in unserm Gefängnisse erdulden mußten. Nur eines Zuges statt aller will ich erwähnen. Man erlaubte uns nicht, unsere Nothdurft außerhalb unseres Aufenthalts-Ortes zu verrichten; wir waren genöthigt, in faulen pestilentialischen Ausdünstungen Tage, Nächte durch zu leben; ja was noch mehr ist, man gestattete uns so wenig frische Luft zu athmen, daß wir uns um das Glück, das zum Nachtstuhl dienende Gefäß hinauszutragen, was uns jezuweilen jedoch immer in Begleitung eines Soldaten erlaubt war, stritten, weil wir dadurch Gelegenheit erhielten, einige freye Athemzüge zu thun, reine Luft einzuschöpfen und den blauen Himmel zu sehen.

So schrecklich meine damahlige Lage war — warum deucht sie mir es itzt in diesem Augenblicke nicht mehr?

— so schrecklich sie war, so lebte doch etwas in mir, ich mag es nun Bewußtseyn meiner Unschuld oder Gefühl meines Martyrer-Standes um die Sache der Religion nennen, das mich aufrecht, das mich munter und froh erhielt, das mich jedes Elend verlachen selbst dem Tode trotzen lehrte. — In diesen dunkeln Mauern, die mich itzt umschließen, ist es nicht so; was ich hier fühle, liegt schwer, schwer unabwälzbar auf meiner Seele; was ich hier leide, wird durch keine tröstliche Zusprache gelindert.

Daß auch in der peinlichsten Lage — wenn uns nur unser Gewissen treu bleibt — öfters Momente kommen, in denen man den Stoff des Schmerzens und Leidens zum Stoffe des Scherzens und Muthwillens machen kann, haben wohl schon Manche mit mir erfahren. — In unserem Kerker gab es so zum Beyspiele für uns manchen Anlaß zur Kurzweile. Er lag darin, daß wir mit einer ganz ungeheuren Menge von Ungeziefer, von Fledermäusen, Ratten und dergleichen zu kämpfen hatten. Gewöhnlich war es zur Nachtszeit, wo wir uns mit unsern Feinden herumzubalgen hatten; denn bey Tages Anbruch verließen sie gewöhnlich das Schlachtfeld und das strittige Terrain — ich meine unsere Strohsäcke. Ich selbst habe einst bey nächtlicher Weile — einen unserer Feinde — eine Fledermaus, die mir in das Hemd gekrochen war, erdrückt. Aber alle unsere Siege waren fruchtlos. Das Heer der Ratten und Mäuse überfiel uns von Neuem, und da ihre Anzahl sich nur mehrte statt zu mindern, da wir des ewigen Plänkelns müde waren, so überließen wir ihnen am Ende unser Haab und Gut — unsere aufgesparte Brosamen.

Doch weg mit jedem Scherze!

Eines Morgens — O! ich entsinne mich seiner auf das genaueste. Eines Morgens wurde das Gefängniß, worin ich mich befand, unter großem Geräusche geöffnet, und der Mann mit dem fürchterlichen todverkündenden Blicke, der Commandant trat ein. — Seine Ankunft weissagte uns Unglück. Wir hatten gehört, wie kurz und schnell man in den Blutgerichten der Revolution verfuhr, wie man Todesurtheile fällte ohne die Angeklagten gesprochen, gesehen, gehört zu haben. Grausen überfiel uns, denn unsere Phantasie mahlte sich das Schrecklichste vor. Wir erwarteten zitternd das Todes-Wort aus seinem Munde; blickten in stummer bleicher Angst nach ihm hin. Er trat vor uns. Seine Lippen öffneten sich, und — O! wie ward mir — als sein erstes Wort mein Nahmen war. Ich dachte in den Boden zu versinken. Von dem Strohlager, auf dem ich ausgestreckt lag, richtete ich mich auf, und stammelte ihm in gebrochener Sprache, daß ich derjenige sey, den er suche. Seine in Runzeln liegende Stirne zog sich noch mehr zusammen, er fixirte mich. Nach einer stummen Pause befahl er der Wache mich in seine Wohnung zu führen. Dieser Befehl vollendete meine Ueberzeugung, daß ich unter meinen Schmerzens-Brüdern der erste seye, der zur Schlachtbank geführt werden sollte. Der Schrecken bemeisterte sich meiner so sehr, daß ich keinen Schritt vor mich setzen, keinen Laut sprechen konnte. Der Blick, den meine Mitgefangenen auf mich warfen, der traurige bemitleidende Blick benahm mir den wenigen Muth, der mir übrig geblieben war. Ich weiß bis auf diese Stunde nicht,

wie ich aus der Kerkerstube kam; aber so viel ist mir erinnerlich, daß ich ohne eine Sylbe zu meinen Unglücks-Gefährden gesprochen, ohne Abschied von ihnen genommen zu haben, schied.

Beym Eintritte in das Appartement des Commandanten fragte mich dieser, aus welchem Departement, aus welchem Cantone, aus welchem Orte ich sey; und als ich ihm auf alles dieses Antwort ertheilt hatte, zog er ein weisses Papier hervor.

Das ist dein Todes-Urtheil, Unglücklicher! so dachte ich und sah zitternd auf es hin.

Mit immer finsterer wilder Miene reichte mir der Commandant das Papier hin. Ich nahm es an. Wie mein Herz schlug! — Er hieß mich lesen. — Ich hielt es auf, und laß — und laß, und über dem Lesen fielen meine Thränen auf das Papier. Unmöglich läßt sich schildern, was in mir vorgieng, als ich nach und nach die eben nicht leserlich geschriebene Schrift dechiffrirte. Wo soll man auch Farben hernehmen, die Empfindung eines Menschen zu mahlen, der sein Todes-Urtheil vor sich zu haben glaubt, und plötzlich Züge einer wohlthätigen freundschaftlichen Hand entdeckt? — Was ich laß, was mich bis zu Thränen rührte, war ein Brief, den mir der Maire meines Ortes schrieb, und worin er mir eine Unterstützung von 500 Livres übersendete. *)

---

*) Solche Züge menschenfreundlicher Seelen erlebt zu haben, ihren Werth zu fühlen, und doch — doch die schändlichsten abscheulichsten Verbrechen begehen zu können!

Mein Entzücken war desto größer, je schlimmere Dinge ich erwartet hatte. — Der Commandant übergab mir das angewiesene Geld, und ich kehrte wieder in mein Gefängniß zurücke.

Bey meinem Eintritte in dasselbe, mochten wohl meine Mitgefangenen aus der Freude, die aus meinen Gesichtszügen leuchtete, irgend ein fröhliches Ereigniß schließen, und an welches konnten sie in ihrem Kerker eher denken, als an Befreyung, an Gnade. Einstimmig riefen sie mir entgegen: Schäffer, haben sie Gnade erhalten? — Ich zeigte ihnen mein Geld, ich erzählte ihnen, was meine Gemeinde, was der Maire des Ortes für mich gethan. Allgemein war die Freude — die Rührung. Gern hätte ich den edlen guten Menschen, die sich meiner ohne mein Wissen so thätig angenommen hatten, ein Danksagungs-Schreiben geschickt; aber uns war jede Correspondenz auf das Schärfste untersagt.

Zwey Monate lang saßen wir in dem schrecklichen Gefängniße zu Besançon. Man sagte uns nicht, was wir verbrochen hatten; man hielt kein Verhör über uns; wir sahen keine Richter; wir hörten von keiner Procedur. Jeden Tag erwarteten wir das Loos, das so manchen unserer Brüder im Innern Frankreichs zu Theile geworden war, das Loos ohne Form Rechtens plötzlich aus dem Kerker gehohlt und zur Guillotine geschleppt zu werden. — Die Ungewißheit, worin wir schwebten, war uns vielleicht drückender, peinlicher als der Tod selbst, den wir zu erwarten hatten. Keine Zeitschrift, kein Brief, keine Nachricht gab uns einen

Wink, was wir zu hoffen, was wir zu fürchten hatten. Kam je auch zuweilen ein unverbürgtes Gerücht, ein hingeworfenes man sagt, in unsere Einsamkeit, so diente es nur unsere Angst zu vermehren, uns verwirrter verzweifelter zu machen. Bald hieß es, wir würden eingeschifft und nach Guiana, bald hieß es, wir würden nach Oleron exilirt werden. — Welcher Mißmuth, welcher Schmerz uns überfiel, als man uns dieses verkündete! — Warm und treu hieng unser Herz an dem Vaterlande, und von dem Lande, womit man uns drohte, konnten wir uns nur grausenhafte Vorstellungen machen. Warum war es nicht im strengen Rathe des Himmels so beschlossen, daß ich meine Tage in der fernen Zone, in den schrecklichen Wäldern, unter Halbmenschen und Bestien zubringen sollte? Warum mußte ich der Welt zu meinem Verderben wieder geschenkt werden?

Die Nachricht, die uns am meisten, am häufigsten entgegen kam, die uns am wahrscheinlichsten dünkte, war die, daß wir zur Guillotine geführt werden sollten. Bedurfte es mehr in dieser Schreckenszeit, wo tausend unschuldige Opfer fielen, bedurfte es mehr, als etwa von Adel, oder begütert, oder rechtschaffen, oder Priester zu seyn, um unter dem Messer zu fallen!

Die Zeit meiner Gefangenschaft deuchte mir eine Ewigkeit zu seyn. Und doch war sie im Vergleiche mit der, die ich itzt lebe, eine herrliche, eine glückliche, eine wünschenswerthe Zeit. Dort schlug mein Herz ohne Bürde, dort kannte ich die Süssigkeit des Schlafs; aber hier, hier peinigt michs ohne Unterlaß, nimmt

mirs den Schlummer, schreckt mich's auf, verfolgt es mich, das blutende Gespennst, zeigt mir's seine klaffende Wunde, und rauscht an den Wänden meines Gefängnisses hin.

Zwey Monate, sagte ich, saß ich in Besançon. Endlich, endlich schlug sie, die Stunde der Erlösung. Der Mächtige über den Sternen rief den Tyrannen zu: Haltet ein, hier ist euer Ziel! Gebt Rechenschaft und büßt für das vergossene Blut mit Blut. Frankreichs grausamer Beherrscher Robespierre fiel und mit ihm das System des Schreckens.

Eines Morgens erschien, wie ein Engel vom Himmel gesandt, ein Commissaire der neuen Regierung in unserem Gefängnisse, und kündigte uns unsere Freyheit an. Noch schallen sie in mein Ohr, die süßen tröstlichen Worte. „Euer und unser Feind, Ropespierre, ist nicht mehr, so sprach er zu uns, sein Anhang ist gestürzt; der Kopf des Blutgierigen unter dem Beile gefallen, die verzögerte aber längst verdiente Strafe. Ich, ich bin beordert euch diese fröhliche Bothschaft zu bringen. Tretet den Rückweg in eure Heimath an. — Die künftigen Zeiten werden euch und jedem Bürger Frankreichs eine frohere glücklichere Aussicht gewähren; die Regierung wird sich bemühen, die Wunden zu heilen, die die Grausamkeit und Tyranney einiger Böswichte der ganzen Nation geschlagen haben."

Geöffnet wurden alle Thüren des Gefängnisses und eine unzählbare Menge Geistlicher, Greise von sechzig bis siebenzig Jahren, Kranke und Hinfällige, Jüng-

linge in der vollen nützlichsten Blüthe ihrer Jahren, Priester und Diaconen, Fremde und Unbekannte — auch unser würdige Bischof war unter ihnen — erhielten nun die so lang vermißte, so tief betrauerte Freyheit wieder. — Wunderbar! und unter allen Geistlichen, die solange mit mir im Kerker schmachteten, die selbst sieche Körper mit in das Gefängniß schleppten, war auch nicht ein einziger, der den Zoll der Natur während der Einsperrung bezahlt hätte. Sie schienen alle für den frohen Tag der Befreyung, für den Tag, wo ihre Feinde das Schwerdt der nachwiegenden Nemesis treffen sollte, aufbewahrt worden zu seyn.

Wir sahen ihn, den Finger der Vorsicht, *) er erhielt uns im schauderhaften Kerker, um uns den Tag der Rettung, den Tag des Triumphes erleben zu lassen.

Kaum bekamen wir die Erlaubniß den Kerker zu verlassen, als wir Anstalt machten abzureisen. Schneller sind wohl nirgends Anstalten getroffen worden. Wir glaubten eilen zu müssen, damit nicht ein späterer Befehl — denn wie abwechselnd war nicht der ganze Gang der Revolution — uns vielleicht noch treffen und zurückhalten mochte. —

Noch ehe wir Besançon verließen, verlangten wir noch einmahl den Commandanten zu sprechen — es war eine Art von Triumph, den wir uns verschaffen wollten — wir wußten, daß wir itzt freyer reden, küh-

---

*) Diese Sprache — man vergesse sie nie — um sie in späteren Zeiten, wo Schäffer unverstellt sprechen wird, in Vergleich stellen zu können.

ner handlen durften. Wir fragten den Commandanten, sobald wir vor ihm erschienen, er möchte uns doch zum wenigsten itzt, da wir das Gefängniß verließen, entdecken, warum man uns doch eigentlich so unmenschlich behandelt habe. Mit der nehmlichen Miene, mit dem nehmlichen Trotze wie vorher, antwortete er uns: Verbrechens genug, daß ihr Priester seyd.

Traurige Verirrung einer Nation! also darum nur, weil wir Menschen waren, die sich es zur größten Pflicht gemacht hatten, ihre Mitbrüder zu belehren und auf den Weg zu leiten, wo ihrer ewige Glückseligkeit harrte, darum nur waren wir der Gegenstand des allgemeinen Hasses und der Verfolgung geworden.

Hier, hier ist die Stelle, wo ich ein Wort zu dem Publicum über mein Schicksal während der Revolution sprechen muß. —

Falsche, boshafte Zungen haben — ich kenne ihre Motive, aber ich will sie aus Schonung nicht bekannt machen — falsche, boshafte Zungen haben durch Cöln, durch das Departement, vielleicht durch eine halbe Welt, das Gerücht ausposaunt, als ob ich ein Freund, ein Anhänger des verruchten Eulogius Schneider gewesen wäre, und nicht allein mich, ja die ganze elsaßische Geistlichkeit hat man in dem schändlichsten aller Verdachte gehabt. Diesen Lügen öffentlich zu widersprechen, bin ich meinem Nahmen und der gerechten Sache schuldig. Ich würde meine Gegner in ihrem wahren Lichte, in ihrer Blöße darstellen, daß sie sich wie einst die Pharisäer-Rotte vor dem Angesichte des

Heilandes schamroth zurückziehen müßten; aber ich achte sie keiner Widerlegung werth. — Schneider, der in meinen und in den Augen aller Rechtschaffenen ein Greuel, ein Abschaum der Menschheit ist, und in alle Zukunft bleiben wird, Schneider hat vor der Epoche, worin er sich als Blutlechzender Tyrann zeigte, schon aufgehört Geistlicher zu seyn; ich aber bin es geblieben. Schneider trieb sein Unwesen in Straßburg und der Gegend; ich aber lebte wohl zwanzig Stunden davon. Schneider war Verfolger, und ich — ganz Elsaß kann mir das bezeugen — war verfolgt, eingekerkert, und zwar von denen, die es mit Schneider hielten. Wie inconsequent, wie lieblos ist es, daraus, daß Schneider und vielleicht noch einige andere Priester des Elsaß in Ausschweifungen verfallen sind, und sich ihres Standes unwürdig betragen haben, daraus, sage ich, schließen zu wollen, alle Diener des Herrn in dieser Rheingegend waren Terroristen, waren Böswichte? — Fiel nicht selbst der Aposteln einer, und zwar im Angesichte, am Busen des Herrn? wo ist der Mensch, der darum die eilf Uebrigen hassen, verschwärzen oder verabscheuen könnte? —

Nein, nein, ich kann es nicht vergessen, selbst hier im Kerker nicht, und werde es bis in meine letzte Stunde nicht vergessen, daß es Männer gab, daß es Menschen gab, die sich Geweihte des Herrn, Lehrer der liebevollen Religion, Prediger des Guten nannten, und ihr Tagwerk damit zubrachten, schwarze Verläumdungen gegen ihre Nebenmenschen auszubrüten. Wenn sie doch, diese kleine verächtliche Seelen, die das Ge-

werb der Verläumdung treiben, die Mängel ihres Nächsten aufsuchen, und die ihrigen verbergen, die den Splitter in den Augen eines andern beobachten, und den Balken in dem ihrigen nicht sehen, die den Staub vor der Thüre des Nachbars wegwischen, und den Unrath in ihrem eignen Hause dulden; wenn sie doch die Gabe erhielten, in sich selbst zu schauen, sie würden gestehen müssen, daß sie sich nicht würdig hielten, die Schuhriemen derjenigen zu lösen, die sie unaufhörlich verläumden, verschwärzen. *)

Auch darüber, daß ich den constitutionellen Eid leistete, auch darüber glaube ich einige Worte sagen zu müssen; es diene zur Rettung meiner so sehr verunglimpften Ehre, das Publicum zu überzeugen, daß ich nicht leichtsinnig und gedankenlos, sondern mit Vorbedacht einen der wichtigsten Schritte in meinem Leben gethan habe. Oben habe ich schon ein treues Gemählde meines Zweifelns und meiner Unbestimmtheit bey meiner Ankunft in Straßburg entworfen, wie mich eben diese Ablegung des Eides von der Annahme eines geistlichen Amtes in Frankreich lange genug abgehalten, ja selbst mich bestimmt hatte, eine Reise in Italien vorzunehmen.

Wäre endlich das Beyspiel großer Canonisten, ehrwürdiger Prälaten nicht Entschuldigungsgrund genug

*) Ich konnte unmöglich mich entschließen, eine einzige Sylbe dieser eifrigen Expectoration auszulassen; sie ist zu charakteristisch. Auch will ich das Raisonnement hierüber bis zu seiner Zeit versparen, um nicht den Sirach zu unterbrechen.

für mich? — Was thaten wir, die wir den Eid ablegten anderst, als daß wir eine evangelische Vorschrift, die da befiehlt, der Obrigkeit Gehorsam zu leisten, erfüllten. Das Volk zu täuschen, erzählt man Wunder, was für gottlose Dinge der Schwur enthalte; und doch bestand er nur darin, daß die Geistlichen gelobten dem Könige und dem Gesetze, in so weit es der Religion und den Grundsätzen des Christenthums nicht zuwider sey, getreu zu bleiben, und das aufgetragene Amt gewissenhaft zu verwalten.

Und wenn denn auch bey der allgemeinen Umschaffung der Dinge in Frankreich von einer und der andern Seite grosse Fehler begangen worden; hat die Kirche nicht itzt nicht in diesem Augenblicke als eine gütige Mutter großmüthig den Mantel der Vergessenheit über das Vergangene gedeckt? *) Ist sie es nicht, die jeden Unterschied zwischen Priester und Priester aufgehoben, die sogar diejenigen, die gefallen sind, wieder in ihren Schooß aufgenommen hat? Ist sie es nicht, die alle ohne Ausnahme mit dem Bande der Liebe an sich knüpft, die alle unter sich in Eintracht wissen will? Wenn auch die Priester vordem die von der damahligen Regierung entworfene Civil-Verfassung der Clerisey anerkennen und ihr gemäß handeln mußten; verwerfen sie sie itzt nicht, richten sie sich nicht nach dem Concordat, nach dem Willen des Statthalters Christi?

---

*) Man merke diese Stelle wohl. Einst wird uns ihr Sinn hell werden. Itzt dürfen wir mehr nicht, als sie berühren.

Doch zu lange schon verweilte ich bey diesem Punct. Nur die Wichtigkeit, die er in meinen Augen hat, mag mich deßhalb entschuldigen. Ich komme also zu meiner unterbrochenen Lebens-Geschichte zurück.

Wir verließen Besançon. Unsere Freude hatte keine Grenze als wir den Ort des Schreckens im Rücken hatten. Zwar hatten wir immer noch Wache um uns her, aber diese diente zu unserer Sicherheit, zu unserer Bedeckung; auch geleitete sie uns nur bis in das obere Elsaß, wo sie uns verließ. Hier, o! wer schildert diese Szenen — hier kamen die ehemahligen Freunde und Pfarrkinder, und suchten aus den der Gefangenschaft entronnenen Geistlichen diejenigen auf, die ihnen einst angehört hatten, küßten ihre Hände, und weinten Thränen der Freude und des Dankes. Begleitet von der jubelnden Menge zog ein jeder nach seinem Orte. Keine Feder mahlt das Entzücken, die Wonne, die dort erst unser harrte!

Wir freuten uns kindisch als wir das erstemahl wieder Feuer und Licht, Tische, Stühle und andere Dinge, die wir in unserm Kerker hatten entbehren müssen, zum Gebrauche hatten.

Noch war aber die Stunde nicht gekommen, in der die Religion wieder in ihrem Glanze hervortreten sollte, noch war das Gesetz über die Wiederherstellung des öffentlichen Gottesdienstes nicht bekannt gemacht, und wir mußten uns bisdahin still und ruhig in unsern Häusern halten. Wir laßen Messe, aber in der Stille, nur

von denen besucht, die Religion hatten, und darum auch von niemand verrathen; spendeten die heil. Sacramente aus, aber auch dieses eben so geheim, besuchten Kranke und Sterbende u. s. f.

Etwa erst nach dem Verlaufe dreyer Monate wurde das Gesetz, das die Erlaubniß ertheilte, öffentlichen Gottesdienst wie vorher zu halten, im ganzen Umfange Frankreichs promulgirt. Die Folge dieses gerechten wohlthätigen Gesetzes war die Eröffnung der Kirchen. Viele derselben waren während unserer Gefangenschaft in den schrecklichen Kriegszeiten zu Magazinen und Ställen gebraucht, alles ihres Zierrathes beraubt, und in einen Stand gesetzt worden, daß man sie selbst im Aeußern kaum wiedererkennen konnte. Da zeigte sich die ganze Religiosität des Volkes. Alt und jung, arm und reich, wer immer da war, strömte hinzu, und brannte vor Begierde, Hand anzulegen, daß die Kirchen gereinigt, ausgeschmückt, und wieder wie vorher zum Gottesdienste brauchbar gemacht wurden.

Der erste Ostertag war der große feyerliche Tag, wo ganz Frankreich von seinem atheistischen Todesschlummer aufstand — der Auferstehungstag der Religion. In allen Kirchen des weiten Landes hallte ein Alleluja wieder, das freudiger, fröhliger nie gesungen worden.

Man wird sich sehr irren, wenn man glaubt, daß das Beyspiel der vormahligen Regierung, das herrschende System des Atheism nicht auch unter dem gemeinen Manne Anhänger gefunden hätte, daß es nicht

Menschen gegeben, die auch noch nach der Wiederauflebung der Religion Haß und Feindschaft gegen Priester und Priesterthum im Busen genährt hätten. Ich habe ein Beyspiel von der Wuth und der Verfolgungssucht der Gotteslängner und dem Schutze der ewigen Vorsicht erlebt.

Hier folgt die Geschichte.

Um Mitternacht wurde ich plötzlich zu einem Sterbenden gerufen, der mit den Heilsmitteln der Religion versehen, den Weg in die Ewigkeit anzutreten wünschte. Ich war bereit, dem Trost- und Hülfebegehrenden beyzuspringen. Weder die Tiefe der Nacht noch die stürmische Witterung achtend brach ich und der Küster auf. Wir mußten an der Wache vorüber. Ich bemerke, daß damahls viel Militaire in der Gegend lag. Leise und ohne den geringsten Laut giengen wir unsern Weg dahin. Aber die Wache, die uns erkannte, die unser Vorhaben sah, und vielleicht in der Schule eines Hebert und Chaumette erzogen war, ließ uns nicht ruhig vorübergehen. Sie schimpfte, sie beleidigte uns, unsern Stand, unsere Religion. Ich hörte sie an, duldete und schwieg, aber mein Begleiter, der Küster, glaubte sprechen zu müssen, und hielt eine Strafpredigt an sie. Wie wenig sie fruchtete, erfuhren wir sogleich, denn nicht allein daß die ruchlosen Menschen ihre Schmähungen verdoppelten, so begannen sie auch uns noch auf das Fürchterlichste zu drohen.

Und sie waren nicht eitel diese Drohungen; sie wurden ins Werk gestellt. Hätte nicht sichtbar die Hand

des Höchsten über uns geschwebt, wir wären ihnen nicht entgangen.

Vollendet war unser frommes Geschäft, ausgespendet das heil. Sacrament; wir kehrten stille und ruhig unsern Weg zurück. Plötzlich hörten wir eine Menge Stimmen auf beyden Seiten. Die Nacht ließ uns niemand erkennen. Vor mir, der ich das Venerabile trug, gieng der Küster mit seiner Laterne. Noch waren wir nur wenige Schritte vorgerückt, als die Stimmen sich stärker hören ließen, und zu gleicher Zeit von mehreren Seiten ein Steinregen über uns herfiel. Herr! rief mein Küster, ich sehe, da gibt es Stephans-Arbeit — ich aber will mein Leben nicht lassen. Damit wollte er entfliehen. Ich sprach ihm Muth zu; ich hieß ihn eine feige Memme, die nichts für den Glauben leiden wollte, und er blieb.

Glücklich waren wir dem ersten Steinregen entgangen, und etwa vierhundert Schritte weiter, als uns noch einmahl und zwar weit heftiger als das erstemahl mit Steinwürfen zugesetzt wurde. Auch hier wollte der Küster entfliehen; aber ich redete ihm zum andernmahle zu: Haben wir nicht den Herrn über Leben und Tod bey uns, rief ich dem Schwachherzigen ins Gewissen, wenn dieser uns beschirmen will, wo kann uns ein Kind des Staubes verletzen? Und wunderbar war es, äußerst wunderbar! so viele Tod und Verwundung drohende Würfe waren nach uns gerichtet gewesen; und doch war keiner von allen, der auch uns ein Härchen auf unserm Haupte verletzt hätte.

Man höre weiter:

Die ruchlose gotteslaugnerische Bande war weit entfernt uns auch da noch, als sie sah, daß ihr Steinregen von uns abgeleitet worden war, ruhig ziehen zu lassen; vielmehr sann sie auf Mittel uns sicherer zu verderben. Sie verbarg sich an einem Orte, wo wir ganz nahe vorüber mußten, ergriff ungeheure Stücke Holz, und schleuderte sie mit Macht nach uns hin. Sie schwirrten an uns vorüber — aber wir blieben unverletzt. — So, so kamen wir zur Kirche, fielen auf die Knie und dankten Gott, daß er unser Leben auf wunderbare Art erhalten und uns vor dem Grimme eines ruchlosen Feindes beschützt habe. —

Sieben Jahre waren nun verflossen, seit ich mein Vaterland verlassen, seit ich das letztemahl die Meinigen gesehen hatte. Immer hatte mich eine unwiderstehliche Begierde in meine Heimath zu reisen angewandelt, aber immer hatte ich ihr zu widerstehen gewußt. Seit ich aber mich wieder in meiner Pfarrey befand, seit die Stürme der Revolution vorüber waren, und ich gleichsam wieder mir selbst geschenkt war, seit diesem Momente begann mein Verlangen nach meinem Vaterlande immer lebhafter immer schmerzlicher zu werden; mich überfiel, was man das eigentliche Heimwehe nennt und zwar in solch' einem Grade, daß ich Schlaf und Eßlust verlor, seufzend und traurig einherschlich, und in eine Schwermuth eine Gemüthskrankheit ohne Gleichen gerieth. Mein Entschluß war gefaßt, ich wollte zu den Meinigen zurücke, und sollte ich darüber Stelle und Glück aufopfern.

Alles Glück, das mir im Elsaß blühte, war nicht fähig mich zurückezuhalten. Ich hätte Schätze hingegeben, um nur ein einziges Mahl wieder den väterlichen Heerd zu umfassen. Daß ich im Elsaße besaß, was ich wünschte, eine einträgliche ansehnliche Pfarrey, die mir 1000 Livres eintrug ohne die Pension vom Staate (800 Livres) zu rechnen, die Liebe die Achtung meiner Pfarrkinder, alles das kam nicht in Anschlag, wenn das Wort Vaterland in die Wagschale geworfen wurde.

Ich überließ meinem Kaplane die Versorgung der Pfarrey und reiste ab.

Wenn je eine Reise mit Unannehmlichkeiten aller Art mit Gefahr und Schrecken begleitet war, so war es diese. — Nur mein brennendes Verlangen nach Hause konnte mich sie unternehmen, sie wagen lassen. Zum ersten war es in der Mitte des Winters, als ich Elsaß verließ, und denn war der ganze Weg, den ich zurückzulegen hatte, mit Truppen besetzt. Leicht ertrug ich die Stürme der Jahrszeit, wenig achtete ich das kriegerische Getöse und die Unsicherheit, und schon hatte ich glücklich die große Reise so viele Meilen zuzückgelegt, als mir auf einmahl nur noch wenige Stunden von meiner Bestimmung zwey Gefahren aufstießen, die jede mir mit dem Tode drohte.

In Andernach nahm ich die Post. — Der Weg gieng längst dem Rheine hin, an dessen jenseitigem Ufer und auf dessen Inseln östreichische Truppen lagen. Der Wagen, auf dem ich saß, befand sich kaum einer dieser Inseln gegenüber, und zwar in einem Defile

als die im Verborgenen liegenden feindlichen Soldaten heftig auf uns feuerten. Wir waren glücklich genug die Kugeln um uns her pfeifen zu hören, ohne getroffen zu werden; aber wir geriethen darum nicht minder in augenscheinliche Gefahr, denn die Pferde am Wagen wurden scheu — wir waren nur wenige Schritte vom Rhein ab. Der Kutscher verlor seine Besinnung, und wenig hätte gefehlt, so wären wir in den Rhein gesunken.

Der Kutscher, den wir durch große Versprechungen belebten, griff endlich muthig in die Zügel, die Pferde flogen pfeilschnell davon, und wir waren gerettet.

Aber weit größer sollte die Gefahr seyn, die uns nur wenige Zeit darauf bevorstand, weit näher unser Verderben. Wir kamen an die Ahr. Dieser kleine aber mit Untiefen versehene Strom war fast zugefroren. Alle auch die schwersten beladensten Wagen fuhren über ihn her, und niemand bediente sich der Brücke. Auch wir glaubten unbesorgt den Weg über das Eis nehmen zu können; allein kaum, kaum waren wir in der Mitte des Stromes, als es unter uns fürchterlich zu krachen begann. Das Eis theilte sich, und der Wagen sank bis über die Axe unter. Wir sind verloren, schrie der Kutscher, und sprang von seinem Sitze auf! Ich wußte nicht, was mit mir geschah. Daß ich gleich aber wieder meine Besinnung erhielt, das war unser aller Glück. Ich schnitt mit Blitzesschnelle mein vorn aufgebundenes Koffer ab, warf es auf das Eis, und da ich sah, daß es nicht einbrach, sprang ich ihm nach. Glücklich erreichte ich das Ufer, rief um Hülfe, und fand Menschen, die Pferde und Wagen zu retten kamen.

Die doppelte Gefahr gieng vorüber wie Gewitter-Stürme, und hinter ihr trat die Sonne freundlich empor. So ist es im Menschenleben. Wie groß meine Freude war, als ich die Meinigen wieder sah, wieder umarmte, kann man sich leicht denken. Ich hatte sie sieben Jahrelang nicht gesehen.

Meine Mutter, einige meiner wärmsten Freunde und Verwandten waren nicht mehr. Das, das verbitterte mir meinen Aufenthalt um Vieles.

Nur eine Zeitlang verweilte ich zu Hause. *) Weil aber hier keine bleibende Stelle für mich war, weil ich meinen Pfarrkindern hoch und theuer geschworen hatte, daß ich sie nie verlassen würde, so trat ich meine Rückreise in das Elsaß wieder an.

In Coblenz fand ich in meinem Logis im Gasthofe zum trierischen Hofe einen franz. Capitaine, der ebenfalls Willens war nach Straßburg zu reisen. Wir machten Gesellschaft — und mietheten gemeinsam einen Kutscher bis Maynz. Damahls machte der berüchtigte abscheuliche Räuber Schinderhannes **) den Hundsrücken unsicher. Glücklich passirten wir einen Theil der wilden öden verrufenen Gegend — und kamen — es gieng schon gegen Abend — in einem einsam gelegenen Hause, die kalte Herberg genannt, an. Wir erfrischten uns nur ein wenig und machten Anstalt weiter zu fahren.

*) Eine Anektode aus dieser Epoche werden wir bald Gelegenheit haben anzuführen.

**) Hätte wohl Schäffer je geglaubt, daß er an dem nähmlichen Tage in Achen vor Gericht stehen würde, an dem

Der Wirth warnte uns, und rieth uns auf das Freundschaftlichste zu bleiben. Sie haben einen großen gefährlichen Wald vor sich, durch den man sich so leicht nicht finden kann, sagte er — und dieser Wald, ist der Aufenthalt des Schinderhannes und seiner Bande. Sie sehen, wie sich der Himmel mit Gewölk überzieht. Ein Sturm droht ihnen, auch ist die Nacht vor der Thüre. Folgen sie meinem wohlgemeinten Rathe und übernachten sie hier.

Mein Reisegefährte — ein Offizier, der nichts von Furcht wissen wollte, der über Wald, Nacht und Räuber scherzte, der sich in jedem Falle auf seine scharfgeladene doppelte Pistole verließ — redete mir Muth ein und wir fuhren ab.

Die Weissagung des Wirths schien nach und nach in Erfüllung zu gehn. Noch waren wir kein Stündchen weit, als plötzlich ein Gewitter sich erhob. Fürchterlich braußte der Sturmwind auf der Heide, ganze Ströme von Regen stürzten herab. Der Weg fieng von Moment zu Moment an übler zu werden und zuletzt schwammen die Pferde im Wasser. Mit genauer Noth erreichten wir den Wald.

Kaum hatten wir eine kleine Strecke in demselben zurückgelegt — noch immer währte der Sturm — als

---

dieser Räuber in Maynz davor stand, und daß das Publicum die ruchloseste That des Letztern abwiegend gegen sein Verbrechen keinen Moment schwanken würde, Schinderhannes selbst wie einen Engel an seine Seite zu stellen?

aus dem Gesträuche zwey Kerls auf den Wagen zuka= men. Ihre Miene, ihr ganzes Wesen verrieth uns, wes Geisteskinder sie waren. Das Wetter ist so unge= stümm, riefen sie uns schon von ferne zu, lassen sie uns doch vorn oder hinten auf den Wagen sitzen. Können wir doch selbst kaum fort kommen, war die Ant= wort. Sie zogen sich wieder in das Gebüsch zurücke. Ich zweifelte keineswegs, daß es Räuber wären und daß sie Absicht auf uns hätten. Die Warnung des Wirthes kam mir in den Sinn, ich theilte sie dem Capitaine mit, und dieser, der nun die Größe der Ge= fahr so gut wie ich selbst einsah, machte sich zur Ge= genwehre bereit. Wir versprachen dem Kutscher ein vielfaches Trinkgeld, wenn er uns so schnell wie mög= lich aus dem Walde brächte, und begannen unser Ver= sprechen zu realisiren, indem wir ihm auf Abschlag ei= nige Louisd'or gaben. Das that Wunder, und der Kerl, der bisher seinen langsamen Schritt gefahren war, begann nun in Galopp überzusetzen.

Aber damit waren wir der Gefahr nicht entgangen. Vielmehr kam itzt erst der Augenblick, indem sie auf ihre höchste Zinne steigen sollte. So wie wir nichts Uebeles ahndend dahin rollten, fielen urplötzlich zwey Flintenschüsse aus dem Dickicht auf den Wagen, daß die Kugeln über uns her pfiffen. Der Capitaine ergriff sogleich seine doppelte Pistole, und feuerte zweymahl dagegen in den Wald, dann gab er mir sie um zu la= den. Wir fuhren eine kleine Strecke fort und siehe da! die Räuber schoßen zum zweyten Mahle auf uns. Nun verlor der Kutscher allen Muth, zitterte und heul= te. Der Capitaine hieß ihn Platz im Wagen an mei=

ner Seite nehmen, setzte sich auf dessen Stelle, nahm in die eine Hand die Peitsche, in die andere die doppelte Pistole, und so gieng es Pfeilschnell dahin. In wenig Zeit waren wir aus dem Walde, und nahten uns einem kleinen Orte. Und so — so befanden wir uns in Sicherheit, und ich war zum fünften Mahle der augenfälligsten Lebensgefahr entgangen.

Acht Tage währte unsere Reise. Endlich gelangten wir in Straßburg an, und ich begab mich nach meiner Gemeinde, die mich mit der lebhaftesten Freude empfieng.

Mittlerweile wurden die Streitigkeiten, die bisher unter den Priestern in Frankreich Statt gehabt hatten, alle gehoben, und zwischen dem Oberhaupte der Kirche und der itzigen Regierung an einem Concordate gearbeitet. Beyde Theile kamen überein, daß sowohl alte als neue Bischöfe ihre Entlassung geben sollten; dann sollte zu einer neuen Wahl geschritten werden. Bekanntlich geschah dieses auch.

Unser würdige Bischof, M a r i a A n t o n B e r d o l e t, war derjenige, dem die Diocese in meinem Vaterlande zu Theil wurde.

Bey seiner Rückreise von Paris munterte er mich auf, mit ihm die Reise nach Cöln und Aachen anzutreten, und versprach mir auch mich zu entschädigen. *) Es

---

*) Man darf nur wenig S c h ä f f e r s ganzes Betragen bey seiner Ankunft in seinem Vaterlande kennen, um nicht

kostete mich freylich viele Mühe, mich zu entschließen, denn ich liebte meine Pfarrkinder, und hatte sie nie verlassen wollen. Lange wiegte ich beydes gegeneinander ab, sah in die Zukunft, und ich konnte nicht auf den Gedanken kommen, daß dieser Schritt für mich unglücklich ausfallen könnte. *)

Nach reifer Wahl entschloß ich mich endlich, und reiste mit ihm in mein Vaterland.

Ich wohnte seinem feyerlichen Einzuge in Aachen und dem Installations-Feste bey.

Etwa ein halbes Jahr vergieng, und man schritt zur Ernennung der Pfarrer. Ich hatte das Glück, in Cöln angestellt zu werden. Dort lebte ich, geliebt von meinen Pfarrkindern und geschätzt von meinen Freunden, bis ich endlich mich in eine traurige Geschichte verwickelt sah, deren Anfang und Ausgang ich in einem andern Absatze nachtragen werde.

überzeugt zu seyn, daß er hier wie fast an allen Orten mit der Wahrheit hinterhaltet. Er — er war es ohne allen Zweifel, der, um in seinem Vaterlande irgend eine Rolle zu spielen, dem Bischofe so lange anlag, bis dieser ihn mitnahm. Sein heuchlerisches Wesen war leicht fähig einen arglosen gutdenkenden Mann zu hintergehen.

*) Und warum das nicht? — Er mußte voraussehen; er sah voraus, daß bey der Rückreise in sein Vaterland — sobald es nur einmahl entschieden war, daß auch die zwey unglücklichen Weiber dorthin kommen würden — er unausbleiblich in eine Situation gerathen müßte, die ihn dort vielleicht zu Verzweiflung bringen könnte: eine Situation, die für ihn im Elsaße das Gefährliche nicht hatte.

Nur noch wenig Worte schreibt Schäffer über seine Mordthat, und diese so kalt, so trocken, so hingeworfen, so unzulänglich, als handele er einen ihm ganz fremden Gegenstand ab. Da wir aber Materialien haben, um zu ersetzen, was er vergessen zu haben scheint; da wir noch zur Zeit ein Wort über die vorhergegangene Biographie zu reden haben, so wollen wir hier ihn unterbrechen, und ehe wir zu der blutigen Catastrophe selbst kommen, dem Publicum noch einige Aufschlüsse über verschiedene Puncte geben.

Auch dem flüchtigsten Leser kann nicht entgangen seyn, daß Schäffer seiner Biographie ein sehr ehrwürdiges Gewand umwirft, daß er gerne als ein warmer zärtlicher Freund, als ein Bewunderer der Tugend, als ein guter rechtgläubiger Catholik angesehen seyn will. — Ob ein Verbrecher wie er, Empfänglichkeit gegen Freunde, Gefühl für das Gute gehabt haben, ob er ein religiöser Mann gewesen seyn kann, diese Fragen verweist die Geschichte eigentlich an eine höher begründete Wissenschaft; aber es liegt in dem Umfange ihres Gebiethes Data aufzustellen, die zur Entscheidung dieser Frage wenigstens nach Erfahrungs-Grundsätzen beytragen können.

Man wird vielleicht auch itzt schon Schäffer für einen Heuchler, für einen Tartuffe erklären, der in diesem

Augenblicke, wo sein ganzes künftiges Glück, seine Existenz selbst von seinem vorherigen Rufe abhängt, alles ergreift, diesem eine Folie unterzulegen; aber nur dann erst wird man sein Urtheil über ihn fixiren können, wenn man einige größere Züge aus seinem Charakter, so wie sie uns seine hinterlassene Papiere und Privat-Notitzen verschaffen, geprüft haben wird.

Unmöglich wird man glauben können, daß der Mensch, der eine doppelte Mordthat mit dem kältesten Herzen der Welt begieng, jemahls für das süße reine Gefühl der Freundschaft geschaffen seyn konnte, wie er uns doch fast auf jeder Seite seiner eignen Lebensbeschreibung überreden will.

Ohne diesen Glauben im geringsten stören zu wollen, bemerken wir, daß in der That alle zurückgelassene Papiere Schäffers sich nur um eine Axe drehen, und daß Freundschaft — Freundschaft schildernde Rede diese Axe ist.

Mit heftigerer wärmerer Declamation kann nie ein Freund dem Freunde schreiben als Schäffer an B. an C. an N. Ich hebe nur einige Stellen aus. — In dem Briefe an B. heißt es: „Mein Einziger, Liebster, Bester! So bist du denn fort, den ich von ganzer Seele liebe, ehe ich dich noch vorher in meine brüderliche Arme drücken, dich herzlich küssen, und dir das letzte Lebewohl sagen konnte. Als ich in dein Haus kam, nach dir fragte, und man sagte, daß du abgereist seyest; siehe Bruder! war mirs wie ein Donnerschlag. Gott! rief ich, habe ich mich doch so innig auf ihn gefreut — so rief ich, stürzte wieder in meine Woh-

nung zurück; verschloß mich; und brach in lautes Weinen aus u. s. f." Der Schluß: „Nun lebe wohl, mein Einziger, Liebster; Bester! ich umarme dich, ich küsse dich tausendmahl in Gedanken. Vergieb, vergieb mir, wenn ich dich jemahls durch etwas beleidigt haben sollte — und — bey allem, was dir werth und heilig ist, vergiß nie deinen in der Ferne nur dir lebenden Freund."

Auch an den nähmlichen hat Schäffer ein sehr langes Gedicht gemacht.

Du liebtest mich; kein Glück war meinem gleich;
Durch dich hat ich ein irdisch Himmelreich.
Du liebtest mich — da floh mich jegliche Beschwerde,
Durch dich, o Freund! war ich der Glücklichste der Erde u. s. f.

Auch eine Abschieds-Ode scheint Schäffer an ihn verfertigt zu haben:

So bist denn du für mich verloren, auf ewig verloren;
Nie mehr lächelt mir dein Mund, winket mir dein freundlich Aug'
Einsam still und öde ist alles um mich her.
u. s. f.

Mit nicht minderer Declamation besingt Schäffer seinen Freund Ch . . e.

Als der Unschuld unverwelkte Lilie
Lächelnd noch im Paradiese stand;
Und die Engel unter Menschen wallten;
Und Gott selbst mit ihnen sprach;
Da umarmte unverletzte Freundschaft;
Biedersinn und sanfte Eintracht sich;
Und durchwanderten Arm in Arm geschlungen
Ihres Lebens dornenvollen Pfad u. s. f.

Noch finden sich unter Schäffers Papiere eine Menge das Thema der Freundschaft mit der feurigsten Sprache abhandelnder Gedichte, Briefe und Reden.

Ob aber alle diese Reden und Gedichte — geschrieben von seiner Hand — ihn auch zum Verfasser haben, wäre eine andere nicht ganz zu bejahende Frage. —

Wie zärtlich ist nicht Schäffers Brief an N. Wir dürfen ihn nicht anzuführen vergessen.

„Nein, nein, schreibt er, ich kann es nicht denken, mit Schauer des Todes umflirrt, faßt der Gedanke mein Herz, tödtet mir jegliche Lust, daß du mir Theurer! uneingedenk bist. Wolltest du dann schon so früh deines Bruders vergessen, und schlangst dich unzertrennlich mir ums Herz? Ach! wir lebten ja einst so himmlische Tage unentbehrlich du mir, unentbehrlich ich dir. Unsere Seelen tönten so schön im harmonischen Einklange sich entgegen, als wir uns zum ersten Mahle sahen." Weiter unten: „Wenn dir denn fern von meinem Busen im städtischen Taumel täuschende Sinnlichkeit lacht und vergessen ich bin; einsam sitz ich in tiefe Schwermuth gehüllt, und der silberne Mond belauschet meine Thränen. Dann heft' ich wieder den starren Blick in jene Ferne, wo der Himmel einst stand, den wir so schön uns gebaut, denke vergangener Zeiten, wie sie in rosichten Bildern von der Freundschaft belebt, ungetrübt uns entflohen; denke, daß sie nun vorüber sind die geflügelten Stunden der Freude o Freund, o mein Bruder."

Nur auf die Autorität dieses einzigen Briefes würden wir Schäffer alle freundschaftliche Gefühle zu-

sprechen. Schade aber, daß wir entdecken müssen, daß er — wörtlich aus einem Briefe Averdonks an L...bert abcopirt ist.

Sind diese Empfindungen gestohlen, mit schwacher Feder nachgeschrieben, wissen wir — und auch der Leser soll es bald erfahren — daß fast alle gedruckte und die meisten ungedruckte Gedichte und Reden Schäffers fremdes Gut sind; wer bürgt uns, daß nicht alle obige Freundschaft zeichnende Stellen irgendwoher entlehnt sind, daß Schäffer jemahls wahre Freundschaft gefühlt, und daß seine Biographie nicht hierin, wie in so manchen andern Puncten geheuchelt hat.

Severin Anton Averdonk, aus der Canonie Ehrenstein ist der Mann, den Schäffer auf allen Seiten als seinen ersten, besten, einzigen Freund preist. Daß Schäffer die ungedruckten eigenhändigen Gedichte, Reden und Briefe dieses Mannes besaß, kann freylich nicht als ein Beweis angesehen werden, daß auch wirklich zwischen beyden eine enge Verbindung Statt hatte; es beweist weiter nichts, als — daß er die Papiere hat bekommen können. Doch gibt es andere Quellen — ich rechne dahin das Zeugniß eines wohlunterrichteten Mannes — die uns die obgewaltetete Freundschaft zwischen Schäffer und Averdonk beurkunden.

Was dieser Averdonk für ein Mann war, kann uns nicht ganz gleichgültig seyn zu wissen.

„Ich war im siebenzehnten Jahre — so schrieb er in einer Vorstellung an den Churfürst von Cöln im Jahre 1791 — unbekannt mit den hundertfachen Situationen der Welt, eine Waise, welche von selbst gedruckten

Verwandten keine Unterstützung hoffen durfte. Ich erfuhr, daß der Rest meines Vermögens kaum hinreichte, mich ein Jahr noch zu unterhalten. Unfähig mir selbst eine gute Aussicht zu verschaffen, ohne Reife des Verstandes, welche zu einer Standeswahl nothwendig ist, ohne Führer, und überzeugt, daß ich dem tiefsten Elend entgegen sehen mußte, leitete mich die Verzweiflung in's — Kloster, um nicht durch Verzögerung meine ganze übrige Habe zu erschöpfen, und dadurch mir auch den letzten Ausweg zu verschließen. Mangel an Ueberlegung, Leichtsinn eines sechszehnjährigen Knabens, die schrecklichste Aussicht in die Zukunft und daher entstandene Verzweiflung bestimmten mich also zu einer Handlung, welche wohl in keinem Stücke für frey anzusehen war.

Verfolgt von denjenigen, welche sich meine Brüder nannten, duldete ich drey Jahre, bis der Mord unsers Lectors die Canonie Ehrenstein so gräslich brandmarkte, und zugleich die Gelegenheit ward, daß ich nach Bonn kam."

Averdonk hielt um eine Lehrer-Stelle im Gymnasium an, bekam sie nicht, und war einer von den jungen Theologen, die nach dem Elsaße zur Zeit der Revolution reisten.

Er war das schwache untergeordnete Genie nicht, wie Schäffer, vielmehr beweisen es alle seine Reden, alle seine Gedichte, daß er Selbstdenker und originell war. Nur ein Zug lebt und webt in allem, was er dichtete und schrieb; der Zug, der unsern Hölty so liebenswürdig, so anziehend macht — sanfte Melancholie.

Unter seinen Gedichten findet sich eines, in dem er den schnellen Flug der Zeit bejammert, es ist an Hn. von Sch...bek; in einem andern versificirt er Hamlets Monolog über den Selbstmord; dann findet sich eine Elegie auf den Tod eines Freundes, eine Elegie auf den Tod seiner Schwester. Auch in einem Gedichte an seinen Bruder beklagt er diesen Verlust.

O Bruder, Bruder! kennst du meine Schmerzen?
Das sanfte Mädchen mit dem besten Herzen,
Das Theurste uns auf Erden ist nicht mehr,
Helene ist nicht mehr!
Die in so mancher Abendstunde
An unsrer Seite saß, im engen Seelenbunde
Des Lebens Schmerzen uns versang; sie ist dahin
Der Schwermuth heilige Sängerinn.

Um der Schwester baldige Auflösung im Todeskampfe fleht eine andere Elegie.

Tod o säußle herab du des Beladenen
Still erleuchternder Freund, sanft wie der Morgenschlaf
Der mit Flügeln des Friedens
Von der Lippe des Lebens weht.

Auch auf Kaiser Josephs Tod hat er ein Gedicht gemacht und es ist vielleicht nicht das schlechteste unter den Schlechten.

Da sprach er zum Engel des Todes:
„Höre du, meines Schicksals Bote!
Die glänzenden Welten alle,
Diese Myriaden Sonnen
Schuf mein Hauch.
Auch das Völkchen auf Erden
Bildete ich aus Staub,
Und krönte es mit Licht.

Da wand sich aus dem Staube ein Staub,
Rüstete sich mit den Blitzen meines Grimmes,
Und meiner Rechte Donner,
Frevelte mit meinem heiligen Wort,
Grub die tobenden Krallen
In die Seele meiner Menschen,
Und warf sie in Nacht.
Da sandt' ich Joseph herab.
Ausgerüstet mit meiner Kraft,
Warf er den frevelnden Staub
Zurück in den Staub;
Und schlug jenen hellen Funken heraus in die Nacht,
Welche mein Völkchen umwand.
Da rief er mit gewaltiger Stimme:
Menschenseele, herauf ans Licht! —
Und die Menschenseele hub sich empor,
Blickte über den Staub,
Und verschlang mit geizenden Zügen das Licht. —
Fleug herab, Bote meines Schicksals!
Der Stral wird zu blendend für Menschenseelen
Schon starrt ihr Blick. u. s. f.

Daß ein junger Dichter während der Zeit der Revolution in Frankreich seyn und seine Phantasie nicht ihren Stoff aus den Tages-Geschichten nehmen sollte, wäre wahrlich ein Wunder gewesen. Auch Averdonk dichtete und wie man schon aus der Tendenz der Elegie auf Josephs Tod errathen wird, Freyheits-Gedichte.

Zwey merkwürdige Gedichte, eines auf den Tode des Hoche, das andere auf den Sieger Bonaparte hat Schäffer in Straßburg drucken lassen und — auch seinen Nahmen darunter gesetzt. Es ist aber ungezweifelt, daß diese Gedichte nicht aus seinem Scheidel entsprossen sind, obgleich die gemeine Meinung

daß sie von Averdonk herkommen, eben so unwahr ist. Averdonk starb schon im Jahre 1794.

Soviel über Schäffers Freunde.

Nun ein Wort über Schäffers Leben während der Revolution.

Wir haben oben in seiner Biographie gehört, mit welchen Farben er seine Gewissensangst wegen der Leistung des Bürgereids schildert. Daß ihm an der Sache etwas gelegen, könnten uns freylich mehrere kleine gedruckte Schriften, die man bey ihm gefunden und die er gelesen und verdaut haben mag, bereden. Hierunter gehöret „der bekannte Zuruf an die katholische Christen von Boslar, die Rede über den falschen Religionseifer von Kämmerer, die Antwort des Lorenzino an Tessier, die Vergleichung der Grundsätze und des Betragens der guten Priester mit den Grundsätzen und dem Betragen der gesetzmäßigen Priester, die famöse Gegenrede der gutkatholischen aber patriotischen Geistlichkeit wider die Herrsch- und Habsucht der italiänischen geistlichen Großkanzley und endlich die Abhandlung: Was ist für ein Unterschied zwischen dem Eid der Treue, welchen die Geistlichen über die Constitution von 1789, 1790 u. 1791 abgelegt haben und dem Versprechen der Treue, welches von andern über die Constitution vom VIII. Jahr gethan wird?“

Man kann in der That diese und andere Bücher besitzen, benutzen und doch in seiner Meinung sich auf eine oder die andere Seite ohne allen Zweifel und Zwang geneigt haben.

Averdonk war entschieden für die damahls patriotisch genannte Partey. Nicht allein seine Freyheits-Lieder bewiesen es sondern alle seine Predigten. Viel-leicht würde es dem Leser nicht unangenehm seyn eine Stelle aus diesen zu hören, sie lieferte ihm zugleich ein Probstück, wie man im Geistlichen das Weltliche unterschob, wie man das Volk behandelte — behandeln mußte; aber wir entfernten uns zu weit von dem Manne, dessen Leben wir skizziren wollen. Nur dieses noch. Averdonk war Mitglied eines Klubbs — war Präsident der republikanischen Versammlung in Uffholz. Daß Schäffer der Geistes-Superiorität seines Freundes gefolgt, seine Meinungen zu den seinigen gemacht hat, würde man auch ohne weitere Data annehmen können; aber auch diese finden sich.

Schäffer scheint beleidigt, tief gekränkt sich durch die allgemeine in deutschen Blättern verbreitete Nachricht, als seye er ein Freund des Eulogius Schneider gewesen, zu fühlen. Das Gerücht hierüber, denn mehr ist es nicht, gründet sich auf die Sage eines Gendarmen N. N. der sowohl den Schneider als Schäffer mit der Guillotine von Ort zu Ort ziehen gesehen haben will. — Fest und unabänderlich betheuert Schäffer mit Schneider keine Gemeinschaft gehabt zu haben.

Und — wir wollen ihm glauben.

Bey seinen ungeheuren Blutschulden und Verbrechen war Eulogius keine gemeine Seele, er konnte der Freund eines Tiegers wie St. Just seyn, aber ein Schäffer — ein so feiger, stumpfsinniger, begränzter

Mensch konnte höchstens nur als seiner Handlanger Einer als Instrument seiner Absichten gebraucht werden.

Was wird wohl Schäffer sagen, wenn wir den Schleyer von seinem Revolutionsleben ziehen, wenn wir eine Urkunde sprechen lassen, die zeigt, daß er nicht so duldend so leidend sich betragen, als er uns aus ganz guten Gründen glauben machen will?

Die Urkunde soll wörtlich abgedruckt werden. Sie lautet wie folgt:

Bürgerliche Rede

bey der Einsetzung der neuen republikanischen Gesellschaft in Sennheim

gehalten

von P. J. W. Schäffer,

fränkischen Bürger und Pfarrey-Verwalter in Sennheim und Uffholz, im zweyten Jahre der fränk. Republ. am achtzehnten Nivos.

Motto.

Justum et tenacem propositi virum non civium ardor prava jubentium, nec vultus instantis tiranni mente quatit solita.

Hor.

Bürger und Brüder!

Sie haben mich aufgefordert, heute in ihrer brüderlichen Mitte aufzutreten und die Feyerlichkeit des heutigen Tages durch eine Anrede zu vermehren; ich mache mir ein Vergnügen daraus ihrem Begehren zu willfahren; aber wo soll ich beginnen, welcher Gegenstand ist für uns der wichtigste? Ich weiß

keinen, der uns bey der gegenwärtigen Lage der Dinge mehr afficiren könnte, als die Frage, warum wir eigentlich hier sind.

Und wie kann ich darauf antworten, als wenn ich an den ersten Keim der großen französischen Staatsumwälzung hinaufsteige, wenn ich Frankreich vor und während dieser Epoche betrachte. — Was war es vorher? — Ein ungeheures zersplittertes Reich, in dem Herrschsucht und Eigenliebe thronten, das eine zur Verachtung gewordene tyrannische Regierung beherrschte, dessen bürgerliche Verfassung ein Gegenstand des Abscheus in den Augen aller denkenden Nationen war, dessen Könige mit Lettres de cachet spielten, und die eiserne Ruthe des Despotismus auf den Nacken von vier und zwanzig Millionen schwangen, je nachdem es Maitressen oder Ministerlaune heischte, dessen Prinzen von dem Mark des Volkes schwelgten, dessen Adel Luxus, Moden und Sitten-Verderbniß verbreitete, dessen Richter unersättlich wie Blutigel an dem Herzen der Nation dem Landmanne lagen.

So, so seufzte das unglückliche Volk unter dem knechtischen Joche, und brachte willig den Schweiß seines Angesichtes und sein letztes Tröpfchen Blut zum Opfer dar. *)

Frankreich das bodenlose Meer, welches von allen Schätzen der Natur und Kunst überströmte, hatte in seinem Schooße einen Abgrund, der alle Reichthümer verschlang — den Hof. — Das unerschöpfliche Meer war beynah geleert, aber der Abgrund verschlang noch immer, verschlang und wollte nicht ausströmen. Frankreich war gleich der Sandwüste Arabiens, in der keine Quelle zu finden ist, um den Durst des Wanderers zu löschen. Da erschien Necker, nahm den Stab der Finanzen und wollte eine Quelle schlagen, allein er war der rechte Moyses nicht. Keine Quelle sprang, und Frankreich nahte seinem Verderben.

*) Die ganze folgende Stelle ist wörtlich aus einer patriotischen Rede, die Averdonk in Sulz gehalten, abcopirt. So unverschämt konnte Schäffer stehlen!

Wir sahen dieses in unserem Deutschland, wir sahen, wie sehr Frankreich das schönste aller Länder unterjocht wurde, da sprach ich zu mir selbst: wir guten Deutschen haben so ungefähr das Aequinoctium der Knechtschaft und Aufklärung, allein Frankreich wandert noch in seiner längsten Winternacht und nach dem natürlichen abwechslenden Laufe der Dinge kann der Tag nicht mehr fern seyn. — Sobald dieser angebrochen ist, wird es dem Frühling der Freyheit entgegen gehn, bis ihm der herrlichste Sommer auf ewig scheinen wird. — Und seht meine Brüder! auf diesen Gedanken folgte die That. Unsere theure Volksväter standen auf, berührten mit dem Stabe der Weisheit den Felsen des Berges, und eine unversiegbare Quelle sprang hervor, nähmlich die Erklärung der Rechte des Menschen. *) Die Sonne Constitution warf einige schöne Strahlen, welche den herrlichsten Tag verkündeten; ich verließ vom Rufe der Freyheit aufgeweckt Freund und Vaterland, folgte dem Scheine und eilte in dem Lande zu leben, aus dem Licht auf alle Gegenden der Erde sich ergießt. Ich wurde ein Franke.

Ohne bestimmte Aussichten in diesem Lande; Glück, Vaterland, eine glänzende Laufbahne hinter mir, setzte ich den Schritt vorwärts, den Schritt, von dem es abhieng, ob es mir auf immer wohl gehen oder ob ich auf immer unglücklich seyn sollte. Aber zwey Nebel waren es, welche den vollen Ausbruch der Sonne anfangs noch hinderten — das Veto und die Königswürde. Ich wußte vom Lande der Knechtschaft her, daß auf Nacht Tag folgen muste, ich weissagte den vollen Ausbruch des Lichtes und — die Republick; aber die meisten meiner Mitbrüder meinten, daß die beyden Nebel doch wohl nur da wären um das alldurchdringende Licht der

---

*) In Averdonks Original heißt's: Mirabeau war der wahre Moyses und aus dem Felsen sprang eine dreyfache Quelle des Heils, die Erklärung der Menschenrechte, die Nationalgarde und die Assignaten.

Freyheitssonne für schwache Augen zu mildern, und ihre Glut in eine sanfte belebende Wärme zu verwandeln. Allein die beyden Nebel stiegen auf, zogen sich in eine dichte Wolke zusammen, und wir sahen die schöne Freyheitssonne ihren Glanz verlieren, den Anbruch einer Dämmerung und fürchteten eine zweyte eine schrecklichere Nacht als die vorherige.

Aber das Aug der Franken, das die erste Strahlen der Freyheit aufgefaßt hatte, drang unwiderstehlich nach Licht. Wir fühlten unsern Werth, daß wir Menschen waren, daß wir mit den nähmlichen Bedürfnissen, mit den nähmlichen Empfindungen, mit den nähmlichen Rechten von Gott dem Urheber der Natur geschaffen waren wie der Beherrscher, wir wußten, daß die Menschen sich nur darum zu Staaten bildeten um ihr Eigenthum und ihre Rechte einander sicher zu stellen; dieses allgemeine Gefühl belebte uns, mit unbezwingbaren Kräften standen wir auf, und unser Donner zerstreute die furchtbare Wolke Veto und Königswürde. Heil uns! ihr Brüder, wir leben nun in vollem Mittage der Freyheit, wir beginnen den schönen Frühling der Gleichheit.

Wir sehen schon in der Zukunft Enkel und Urenkel an unserem Grabe in Freude weinen, daß wir sie von den Banden der Knechtschaft befreyt haben, wir sehen schon wie sie mit gerührtem Herzen mit dankbaren Thränen zu Gott aufblicken und seufzen: Dort dort ruhen die Edlen, welche unser Glück gründeten, dort modern die Helden, welche den Tag der Freyheit aufriefen, in dessen vollem Mittage wir leben, dort schlafen sie den Todesschlummer, die uns Glück und Freyheit gaben; dann heben sie weinend ihre Hände gegen Himmel und flehen zu Gott, daß er uns segne. *)

Wir sind Republikaner! Ja Republikaner sind wir, und als Republikaner haben wir uns dahier versammlet, und warum? Dieß ist die zweyte wichtige Frage. Ich will alles in

---

*) Soweit Averdonk.

eins zusammenfassen: Wir sind hier um eine Gesellschaft zu bilden, welche es sich zu einem eigenen Geschäfte macht, für die Freyheit und Gleichheit, für die Republik zu wachen, und mit Aufopferung ihres Lebens dieselbe zu beschützen. — Männer Frankreichs! Republikaner! Fühlt ihr diese große Bestimmung? Fühlt ihr die Ehre, die euch zu Theil wird, indem ihr euch heute als unbestechliche Wächter für das Wohl Frankreichs, für das Glück aller Nationen freywillig erkläret? Ihr schwört heute unter den Augen des allmächtigen Gottes, der jede Untreu straft, jeden Meineid rächet, den Schwur: Freyheit oder Tod! — Sobald eure Lippen diesen Eid ausgesprochen haben, könnt ihr keinen Tropfen Blutes mehr euer Eigenthum nennen, der letzte Tropfen in euren Adern gehört dem Vaterland und dem Glück der Menschheit. Die Freyheit überleben ist Meineid für jeden unter uns. Ihr bildet gleichfalls einen Kreis, in der Mitte des Kreises ruhen die Gesetze der Republik. Der Schwur frey und gleich zu sterben, ist die unverbrüchliche Kette, welche die Glieder des Kreises zusammenfesselt. Sehet Republikaner! das ist der wichtige Schritt, den ihr heute thun werdet — und dieser Schritt ist nothwendig. Zwar haben wir von unsern äußern Feinden wenig zu befürchten, die Kriegs-Heere des Weichlings ziehen sich zurück, ein großer Theil davon fiel unter dem Flammen-Schwerdte der Freyheit, die ohnmächtigen Rotten des deutschen Reichs sind zerstreut, und schätzen sichs zur größern Ehre, Gefangene eines freyen Volks zu seyn, als unter den Heeren der Despoten zu kämpfen.

Aber desto gefährlichere Feinde haben wir von innen, welchen man unermüdete Standhaftigkeit, Klugheit und Muth entgegensetzen muß. Unser Staats-Körper genießt offene gelinde Luft von aussen, aber innerlich fressen Geschwüre seine besten Lebenssäfte hinweg. Wir können diese Bemerkung bey jedem Schritte, und besonders in unserer Gegend machen. Wir sehen täglich Leute mit offenem frechen Gesichte einhergehen,

und der Freyheit Hohn sprechen, Leute, welche schon vor fünf Jahren der Guillotine zugehörten. Wir sahen noch vor kurzem falsche Volksbeamten, welche sich unter die Larve des Patriotismus versteckten, in dieser Stunde mit der andächtigsten Miene schwuren, in Verfolgung der Freyheit und Gleichheit zu sterben, und in der andern Stunde, wie die meineidigsten Buben ihre Ehre, ihre Seele und ihr Vaterland an eine Pergamentenhoheit verkauften, da ihnen doch das Volk, und das Vaterland ihre unveräußerlichen Rechte anvertraut hatte. Die Dekrete wurden nach ihren bösen Absichten zur Unterdrückung der Gutgesinnten gedrehet, und diejenigen, welche ihrem Interesse zuwider waren, gar mit Vergessenheit überhäuft. Das beste Gesetz ward in den Händen dieser Verräther kraftlos, und ein Gift fürs Vaterland. Solche Art von Menschen schwur die Gleichheit zu handhaben, und es darf nur ein Weiland Baron oder dergleichen erscheinen, so krümmen sie sich wie eine Schlange, werfen mit ihro Gnaden und Excellenzen um sich herum, und lisplen in einem süßen Tone niederträchtige Schmeicheleyen.

Sehet Republikaner und Brüder!! Solche Leute, welche sich schon lang über alles Ehrgefühl herausgesetzt haben, denen um ein einziges Lächlen eines gnädigen Herrn, Seele und Gewissen feil ist, Leute, welche kein besseres Handwerk kennen, als sich mit fiskalischer Unbarmherzigkeit aus der Sclaverey des Volkes zu nähren, diese sind die gefährlichsten Feinde unserer Freyheit, gegen diese können wir uns nicht vorsichtig genug waffnen: O Brüder! könnte ich euch dieses recht inniglich ans Herz legen, könnte ich es euch mit derjenigen Lebhaftigkeit, mit dem Feuer schildern, wie ich es bis ins innerste meiner Seele fühle; mit Männer-Kraft, mit der thätigsten Schnelle würdet ihr euch erheben und jene falsche Volks-Beamten, jene Schein-Patrioten würden wie Spreu vor dem Sturme der Freyheit zerstäuben; — wie der zertretene Wurm würden sich diese Auswüchse des Verräthers Ludwig des

Letzten vor eueren Schritten im Staube winden, und das Glück und die Ruhe unseres ganzen Vaterlands wäre gerettet.

Würde ich als ein Freund von dieser Art Menschen zu euch reden, so müste ich den Mantel der Schonung über diese Bösewichter werfen; nun aber rede ich als Bürger als Republicaner zu euch, und stelle diese Elenden in ihrer nackten Schande dar. Ja ich fodre euch auf, mir die Frage zu beantworten: ob eine Strafe scharf genug seyn kann für jene Menschen-Art, welche nur vom Schadethuen lebt, welche, um nur ihren unersättlichen Durst nach Ueberfluß zu stillen, Ehre, Vaterland, das Glück Frankreichs, die Rechte der Menschheit und das Heil aller Nationen ans Spiel setzt?

O Brüder! was haben ungetreue Vorgesetzten aus euch gemacht? Wie schändlich haben sie mit eurem Glück gespielt? Richter im Himmel! wo war dein Donner in dem Augenblicke, als unsere unglückliche Mitbürger Gift, und lebenslängliche Unruhe von den Hönig-Lippen ungetreuer Vorgesetzten sogen? Warum schmettertest du nicht deine Blitze auf diese Rotte herab, als sie sich verschwur Menschen-Glück zu zerstören, und deine Kinder auf Erden elend zu machen? Seyd ihr nicht Vatermörder, indem ihr den Sohn gegen den Vater waffnet? Seyd ihr nicht Muttermörder, indem ihr der Tochter den Dolch reichet, um ihn der Mutter ins Herz zu stoßen? Seyd ihr nicht Brudermörder, indem ihr dem Bruder gegen den Bruder den Mordpfeil in die Hand gebt? Seyd ihr nicht Zerstörer der Religion, indem ihr die Hauptsäule derselben, die Liebe in Mord, Haß, und Tyranney verwandelt? Doch wohin treibt mich die Liebe fürs Vaterland, und die blutende Menschheit! Sie sind ja fort, und zum Theil unter dem Schwerdt der Gerechtigkeit gefallen die Feinde jedes Guten, die Zerstörer jedes Menschen-Glücks. Doch, was sage ich: sie sind fort! Leben sie nicht noch in ihrem hinterlassenen Gifte unter uns? Frißt dieses Gift nicht noch wirklich an den edelsten Theilen unseres Staatskörpers? Was ist aber hier zu

thun? Wie die Verwüstung zu hemmen? Wie das Gift jener Schlangen schadlos zu machen?

Ans Licht mit ihnen, ans Licht mit allen untreuen falschen Volks-Beamten und Scheinpatrioten, weggerissen aus den Herzen unserer Mitbürger, in welche sie ihre dreyspitzige Zunge eingegraben haben! — Denn, wer wird eine offene Wunde heilen, so lang der Dolch oder die Natterzunge darin steckt? Sind die verstockten Patrioten, sind alle untreue Vorgesetzten fort, so ist alles gewonnen. Sanftmuth wird die Gutmüthigen und Strenge die Verstockten bekehren. Ein sanfter Hirt wird eine gutartige Heerde zurückführen, aber ein Falke oder ein Adler muß unter eine Heerde Raubvögel kommen, um sie zu bändigen.

Sehet m. B. die Menschheit, das Glück und das Interesse des Vaterlands ruft uns zur Arbeit auf. Wie viele tausende unserer Brüder sind aus dem Innern des Reiches dem Feinde entgegengegangen, haben Weib, Kinder und Freunde verlassen, um das Vaterland zu retten, welches Falschheit, Untreue und maskirter Patriotism zu verderben suchten? Was glaubt ihr von diesen Helden, wenn sie mit Sieg gekrönet, aus dem Schlachtfelde zurück kehren? Glaubt ihr nicht, daß sie in dem Blute jener Unglücklichen ihre Aufopferungen sich werden bezahlt machen? Und wir sollen still sitzen, sollen das Blut dieser Armen fließen sehen, welche durch Adelknechte, und deren Anhänger zu ihrem eigenen Verderben gewaffnet wurden? Wir sollen gleichgültige Zuschauer seyn, wo diese Armen mit ihrem Leben dasjenige büßen sollen, was doch eigentlich nur der verrätherische Hof, und der Adel verschuldet haben?

Meine Brüder! wir wollen keine müssige Zuschauer seyn! In eurer Mitte, ihr meine theure Brüder von Sennheim! bildet sich diese große Gesellschaft; zeigt euch als würdige Mitglieder, und schreitet mit Eifer an die edle Arbeit! Wer immer eigenes Interesse dem Wohl des Vaterlands vorzieht, der trete dieser Gesellschaft nicht bey; denn sie muß rein,

stark und unerschütterlich seyn; wir werden uns an alle aufrichtige Volksgesellschaften anschliessen, um mit ihnen und mit Aufopferung unseres Lebens das Vaterland aus dem Rachen des Verderbens zu reißen. Wie Felsenmänner stehen wir vor dem Thore der Freyheit. Seyd nur thätig, Brüder! seyd standhaft und einig, ohne Thätigkeit ist unser Werk nichts, ohne Standhaftigkeit zehren wir aus, ohne Einigkeit morden wir uns selbst, ohne diese Tugenden giengen die drey grösten Beherscherinnen der Erde Rom, Sparta und Athen zu Grunde. Die Zwietracht etlicher Constitutions-Gesellschaften, die Debatten und Verfolgungen der Jacobiner und Feuillants haben unserm Vaterland Schaden genug zugefügt, als daß wir nicht ein Beyspiel daran nehmen, und uns für aller Spaltung und Trennung hüten sollten.

Auf dann an die Arbeit, denket euch die frohen seeligen Zeiten, wenn unsere Freyheit unerschütterlich und von jedem Feinde unangefochten da stehen wird; dann werdet ihr von eurer großen Arbeit ausruhen, und am trauligen Heerde euren Kindern erzählen, welche große unsterbliche Thaten ihr für sie gethan habt. Dann m. B. wenn die ganze Erde von keinem Könige, von keinem falschen Volks-Beamten, von keinem verstellten Patrioten mehr weiß, wenn die aristocratische Generation ganz ausgestorben ist und unser ganzes Vaterland in seinem Freyheits-Kleide da steht; dann m. B. wird noch euer Andenken sich von Enkel zu Enkel fortpflanzen, bis zu den spätesten Nachkömmlingen, bis endlich die Zeiten in die Ewigkeit herabrollen; dann werden sie oft an einem National-Feste an unsern Gräbern stehen, und mit Wehmuths-Thränen im Auge uns Frieden und sanfte Ruhe im andern Leben wünschen: Väter werden uns ihre Kinder zum Muster (!!) aufstellen, und Mütter werden mit der Muttermilch ihren Säuglingen den Heldensinn ihrer Urväter im Grabe einflößen.

O m. B. sollen uns diese süßen Träume der Zukunft nicht Kraft und Heldenmuth eingießen, unermüdet an unserm

vorgenommenem Werke zu arbeiten? sollen wir nicht alle unsere Kräfte aufbiethen um unsern Nachkömmlingen in den entferntesten Jahrhunderten eine frohe Zukunft zu bereiten? Ich wenigstens sehe es als ein erhabenes Glück an fürs Vaterland und die Freyheit zu sterben; die größte Belohnung, welche ich hoffe, ist, daß einst ein Nachkömmling, wenn er in den Jahrbüchern der Freyheit blättert, mit einer Thräne der Wehmuth im Auge seufzen wird: er starb für sein Vaterland, er starb für der Menschheit Wohl. O m. B. stimmt eure Denkungsart mit der Meinigen überein, dann könnt ihr glücklich seyn, dann seyd ihr gute Bürger, die es mit ihrem Vaterland gut meinen, dann seyd ihr der Freyheit würdig, dann nenne ich euch mit Entzücken meine Brüder, dann soll mich der Tod nicht von euch trennen, dann ist jeder Tropfe Blutes in meinen Adern für das Vaterland und für euch.

In dieser Rede wird der aufmerksame Leser Stoff genug gefunden haben, über Schäffers politische Meinungen und seinen Charakter während und nach der Revolution ein entscheidendes Urtheil fällen zu können. Auch über sie selbst, die große Staats-Umwälzung kann ihm unmöglich hiebey die eine und andre Reflexion entgangen seyn. Wenn solche Menschen es waren, wird er sich zurufen, die sich zu den Stiftern, den Gesetzgebern der Volks-Gesellschaften aufwarfen; wenn solche Menschen es waren, die das Landvolk bey Ausübung seiner Souverainitäts-Rechte leiteten; wenn solche Menschen es waren, die sich an die Spitze der Verwaltung selbst drängten, und dem Gemeingeiste seine Richtung gaben; konnte der Staat einen andern als den unvermeidlichen sichern Gang zum Verderben und zur Anarchie nehmen?

Unvereinbar wird Manchem vielleicht Schäffers Erzählung von seiner Einkerkerung in Besançon, von seiner Verfolgung um seines Priesterthums willen, und denn wieder im Gegensatze sein Jakobinism scheinen; aber der Verbindungs-Punkt zwischen diesen wird nicht schwer auszumitteln seyn. Für die Wahrheit seiner Gefangenschaft, die er sich itzt so sehr zum Verdienste aufrechnet, daß er sie als einen der Haupt-Gründe ansieht, warum er Gnade zu finden glaubt, für die Wahrheit dieses Factums sage ich, bürgen bewährte Männer. Auch die Aechtheit der Clubbs-Rede kann nicht bestritten werden; sie ist von seiner eigenen Hand.

Es ist bekannt genug, daß so viele Tausende, die wie Schäffer im Beginnen der Revolution die wärmsten Anhänger der Volks-Partey waren, wie er das große Wort in den Clubbs geführt hatten, nachher — sie durften nur den kühneren Schritt nicht mit ihren immer weiter und weiter fortschreitenden revolutionirenden Brüdern halten — in Kerker und zum Schafotte geschleppt wurden.

Dieses — dieses scheint nun auch bey Schäffer wirklich der Fall gewesen zu seyn. So lange sein eigenes Privat-Interesse sein Beutel durch den Gang der Revolution nicht gefährdet worden, schrie er so gut wie alle übrige gegen alte Verfassung; sobald aber die Faction der Hebert seinen Stand entbehrlich zu machen, ihm seine einzige NahrungsQuelle zu verstopfen dachte; da begann auch sein Revolutions-Paroxism schnell sich zu verlieren, auch seine politische Fieber-Hitze in Kälte sich zu verwandeln. So kam es endlich, daß er der Verfolgende nun der Verfolgte wurde.

Schäffer fand es gut in seiner Biographie uns schnell über die Revolutions=Epoche wegzuführen, und da wir uns nicht mit ungegründeten Erzählungen mit Mährchen und Volks=Sagen befassen wollen, so können auch wir nun nicht länger in ihr verweilen.

Aus seiner Biographie wird man sich noch erinnern, daß er im Laufe der Revolution wieder einmahl die Lust bekam, die Seinigen zu besuchen. Wir berühren diesen Umstand, weil er uns Gelegenheit giebt, eines hämischen Zugs in seinem Leben, jener Knittelverse zu gedenken, mit denen er sich gegen einen würdigen Geistlichen rächen wollte, der ihm bey seiner Rückkehr nach Hause bey seinem Aufenthalte in Ahrweiler gottesdienstliche Verrichtungen untersagte, und aus dem gültigen Grunde untersagte, weil er nicht über den priesterlichen Stand des Schäffers unterrichtet worden. Noch fehlte zu Schäffers Gemählde der Zug des hämischen Pasquillanten.

Im Jahre 1800 wurde in der oberrheinische Diöcese eine Synode gehalten. Ihr Zweck war kein anderer, als die Wiederherstellung der Ordnung in geistlichen Sachen. Unter den Mitgliedern der Synode erscheint auch P. Jos. Schäffer, Deservant in Uffholz, vormals Pfarrer in Cernai (Sennheim); eine Ehre, die er vielleicht eben darum in seiner Biographie anzuführen vergessen hat, weil er fühlen mag, wie wenig er sie verdiente, und wie wenig er den von ihm selbst unterschriebenen Synodalbeschlüssen nachkam. — Doch über den letzten Punkt zu seiner Zeit.

Untreuer wie Schäffer den Umstand seiner Rückkunft an den Niederrhein erzählt, haben vielleicht nur

wenige Biographen Hauptmomente ihres Lebens vorgebracht. Der Bischof, sagt er, habe ihn ermuntert mit in seine Diöcese zu reisen. — Was sollte ihm wohl aber der unwissende Mensch? Wozu konnte ihm ein Schäffer nutzen? — Das zudringliche vorlaute Wesen, das Schäffer bey seiner Rückkunft allenthalben zeigte, seine wichtige Protectionsmiene, sein stolzes Protections-Aufdringen, das Ansehen, das er sich zu geben wußte, seine ewige Ardelionen-Geschäftigkeit, seine Prahlerey, sein Großthun mit der Gunst des Bischofs, alles das läßt uns vermuthen, daß er es gewesen seyn mogte, der sich dem Bischof angebothen, aufgezwungen, um in den Augen seiner Bekannten, vielleicht auch in den Augen derer, die ihn einst verachtet hatten, eine Rolle zu spielen, zu glänzen, sich zu zeigen; ja unsere Vermuthung wird durch die Aussagen ehrwürdiger Geistlichen zur Gewißheit.

Wir sind dem Leser noch Rechenschaft über das Prädicat Unwissend, das wir dem Schäffer so eben beylegten, schuldig. Unwissend in den bischöfliche Verrichtungen betreffenden Dingen — und hiervon konnte nur die Rede seyn — kann man doch wohl den nennen, der bey seiner Ankunft in Achen nicht einmahl wußte, in wie weit sich die Rechte des Bischofs in geistlichen Dispensationen erstrecken.

Auch ein pecunaires Interesse mochte Schäffer in der Veränderung seines Domicils in der Reise mit dem Bischofe haben. Seine Pfarrey im Elsasse war zwar seiner eigener Aussage nach einträglich, belief sich auf 1800 Franc jährlich, aber für einen Mann wie er von dissolutem Wandel, konnte sie nicht zureichen. Er

hoffte so lange den Bischof zu umlagern, ihn zu belästigen, in ihn zu dringen, bis ihm für die Pfarrey, die er im Elsasse verlassen hatte, eine bessere zu Theil würde — seine Absicht wurde erreicht.

Beweise von Schäffers regellosem unordentlichen Leben — von dem freylich vieles wieder in den letzten Zeiten seinem verzweifelten Verhältniß mit den beyden Unglücklichen zu Last gelegt werden kann — finden sich viele. Es ist nicht zu begreifen, wie ein Mann wie er, der Jahrelang auf einer guten Stelle gelebt hatte, und also doch etwas gespart haben konnte, der bey seiner Abreise noch einen Theil des Capitals, das die beyden Unglücklichen von ihrem verkauften Hause gelößt, eincassirt hatte, der in Gesellschaft des Bischofs allenthalben mit Gastfreyheit empfangen worden, bey seinem Eintritte in die neue Pfarrey in einer so mißlichen Lage seyn konnte, daß er zum Schuldenmachen seine Zuflucht nehmen mußte, wenn man ihm nicht ein unordentliches, ein verschwendrisches Leben zuschreiben will.

Wie überhäuft Schäffer mit Schulden war, ist bekannt genug. Seine Dienstleute in Köln und Achen, Barbier, Perükenmacher, Mägde und andere sollen itzt noch mit Forderungen einkommen. Das Kleid, das er trug, war geborgt, die Möbel in seiner Wohnung waren entlehnt. Doch was will das alles sagen? — Schäffer nahm Geld an allen Orten auf, und schämte sich selbst nicht von einem armen Weib, das sein Brod mit Auskehren der Kirchen verdient, einige Kronen zu borgen. Wie tief, ein Mensch herabgesunken seyn muß, der zu diesem Schritte fähig ist, wer fühlt das nicht?

Die Succursal-Pfarrey, die Schäffer in Cöln erhalten hatte, (zu der Mutter Gottes von Loretto in der Kupfergaße) ist unstreitig eine von den einträglichsten. Das ganze andächtige catholische Deutschland kennt die Kupfergaß-Kirche von dem wunderthätigen Bilde her, das alljährig von vielen Tausenden besucht und beschenkt wird.

Auf dieser Pfarrey hätte jeder andere sehr wohl bestehen können, nur er nicht, der an keine Haushaltung an keine Ordnung gewohnt war, gerne groß that, sich zeigte, in den Tag hinein lebte und um sich aus seiner Lage zu reißen einen zweyfachen Mord begieng.

Bey den bedrängten Zeiten gaben nur sehr wenige von den neu installirten Geistlichen und nur etwa diejenigen, die eigenes Vermögen besaßen und gut eingerichtet waren, bey der Installazions-Feyer eine kleine Mahlzeit. Schäffer, der gewiß Ursache hatte, das Seinige mehr als alle zu Rathe zu ziehen, zeichnete sich aus und traktirte stattlich — aber noch soll er das Ganze schuldig seyn. In einem andern Fall gab Schäffer für ein einziges Nachtquartier in dem Hause eines Bekannten dem Hausmädchen eine Karoline zum Geschenke. Mehrere andere ähnliche Züge erwähnen wir nicht um nicht weitläufig zu werden, und theils auch weil sie nur auf bloße unverbürgte Aussagen einzelner Personen beruhen. Je erbitterter man allgemein über ihn war, je ämsiger man sich bestrebte, alles mögliche Schändliche *) von ihm zu ersinnen,

*) Die Sucht alles Uebele ihm aufzubürden gieng so weit, daß Personen aus seiner Vaterstadt seine Jugendsünden

desto behutsamer muß der Geschichtschreiber im Nachschreiben zu Werke gehn.

Es wäre in der That äusserst selten, wenn ein Prahler und Großthuer nicht zugleich das Talent zu Lügen besessen hätte; Schäffer, der das Attribut des Ersten allenthalben erhalten hat, wurde von dem Letztern eben so wenig freygesprochen. Der Bischof, mehrere Geistlichen und andere Personen, die mit ihm umgiengen, haben davon Proben erlebt. Unverschämt war es, daß er die Gedichte an den Consul Bonaparte und an Hoche, die er von irgend einem Freunde abcopirt hatte, unter seinem Nahmen drucken ließ; aber unverschämter noch, daß er es wagte, die bey seiner Installation gehaltene Rede unter den Augen des Bischofs in Druck gehen zu lassen, aus dessen früherem Hirtenbriefe er sie beynah ganz ausgeschrieben hatte.

Aengstlichkeit und Schwermuth gehören unter die Hauptzüge in Schäffers Character. In einem Menschen, in dem sich eine äusserst schwache hinfällige entnervte Körper-Constitution mit einer kleinen niedrigen Seele vereinigen, darf man freylich nicht Muth, Standhaftigkeit und heroische Tugenden erwarten.

So gehaltlos und so wenig werth angeführt zu werden Schäffers übrige Correspondenz seyn mag, so mahlen doch einige Stellen aus seinem Briefe an B...l..n seine melancholische Stimmung; was wir nicht übergehen zu können glauben.

---

auf das Tapet brachten, und von einer eben nicht rühmlichen Anecdote sprachen, die ihm mit einem Becker begegnet seyn soll.

„Sollte es, sollte es wohl an dem seyn, schreibt er, daß es bald mit mir aus ist? Meine Wange gleicht der Erde, mein Kopf sinkt unter. Ich komme wenig mehr vor die Thüre, und habe Niemand gerne um mich. Morgen laß ich mein Bette in das kleine Kabinet setzen. Da ist es so still, so einsam. Abgesöndert von allen Menschen will ich meine wenige Lebenstage zubringen. O Freund! es ist ein großer Zug in meinem Character, der sich durch alles, was ich thue, verbreitet — der Zug beständiger Melancholie — ein Zug, der mich noch vor meinem 27. Jahr in das Grab bringen wird."

Schäffers Aeusseres läßt die Spur einer feindseeligen unglücklichen Melancholie durchblicken. Ein Physiognom, der die Züge um seinen Mund — abgesöndert von dem übrigen — betrachtet, wird düstere Schwermuth in ihnen entdecken; eben so wie in der Biegung der Augenbraunen und in den Augen selbst Wildheit und Grausamkeit. In so schrecklicher Muskelbewegung und Agitation ihm dessen oberer Antlitz erscheinen mag, in so stiller trauriger Ruhe wird ihm der untere Theil desselben vorkommen.*) Schwach äusserst schwach ist, wie wir so eben bemerkten Schäffers

---

*) Als Schäffer eines Abends mit dem Adjuncten der Mairie Fr. Herstatt in dem Kerker auf und niedergieng, hub er auf'einmahl an diesen zu fragen: Was halten sie von Phisiognomie? Ich, ich muß gestehen, fuhr er fort, daß ich sie für eine abscheuliche Wissenschaft halte. — Und was würde er erst zu Galls System sagen, wenn er erführe, daß dieses eine Vertiefung auf der Stirne als das Organ der Grausamkeit angäbe, und wenn er sich selbst befühlte und — eben diese Vertiefung an sich gewahr würde?

Körperbau. Fast alle die Fremden, die die Neugierde in den Kerker trieb und die ihn erblickten, riefen in dem ersten Momente voll Erstaunen aus: Wo hat ein so schwaches hinfälliges abgezehrtes Skelett von einem Menschen zur Unternehmung, zur Ausführung einer solchen That Muth und Kraft hergenommen! — Aber alles war auch aufgebothen um sie zu vollbringen und da sie vollbracht war, spannten sich alle seine Kräfte bis zur sichtbarsten Ohnmacht zur mitleidswürdigsten Schwäche herab.

Diejenigen, die mit Galliani in der physischen Schwäche den Grund moralischer Verderbtheit ahnden — ein freylich etwas veraltetes System — würden keinen günstigeren Erfahrungssatz aufführen können als aus Schäffers Constitution.

Aus den Lieblingsbüchern eines Mannes pflegt man je zuweilen einen Schluß auf seine Meinungen und Neigungen zu machen. Auch Schäffer scheint ein Lieblingsbüchlein gehabt zu haben, wenigstens war es seit 1784 sein Begleiter, ist von seiner Hand abcopirt und verbraucht wie das Brevier eines Jubilarius und dieses ist — wer sollte es glauben? — Ein Traum und Wahrsagebuch über das, was uns den folgenden Tag widerfährt.

Wer weiß, welchen großen Einfluß dieses armselige durch die Hand eines Aberwitzigen oder Betrügers zusammengestoppelte unsinnige Ding auf Schäffers Lebensgeschichte, vielleicht gar auf seinen verzweifelnden Entschluß gehabt hat, wer weiß, ob er es nicht vor seiner blutigen That um Rath gefragt hat, wer weiß, ob er nicht nach derselben sich durch die Flucht geret=

tet haben würde, wenn es ihn nicht mit dem Versprechen „eines glücklichen Ausgangs in dem bewußten Unternehmen“ getröstet, und getäuscht hätte.

Unter Schäffers Papieren befinden sich, wie gesagt worden, mehrere Gedichte. Wenn wir auch in den meisten eine ganz andere Feder als die des Schäffers antreffen, so gibt es doch einige, die ihm eigenthümlich anzugehören scheinen. Wenigstens sind sie ganz von seiner Hand geschrieben, haben Verbesserungen und Correcturen von seiner Hand, und athmen den nähmlichen Geist, verrathen die nähmliche Schwäche, tragen die nähmlichen Fehler und Mängel wie diejenigen Gedichte, die er vor Kurzem im Kerker unter den Augen des Besitzers zusammengeschmiedet hat.

Will man eines seiner poetischen Meisterstücke nach Hoffmans-Waldau Manier kennen, so lese man sein Liedlein: All Ding nimmt ein Ende.

So sinn ich nun den ganzen Tag,
Bis ich nicht ferner sinnen mag,
Dann streck ich mich aufs Lager hin,
Und schlafe wie ein König drin.
Das macht, ich kenne die Moral
Für groß und kleine allzumahl:
Wohin man sich auch wende,
All Ding nimmt bald ein Ende.

So lautet der Schluß.

Nur wenig würde uns das Publicum danken, wenn wir einige oder auch nur eine von Schäffers langweiligen Kanzelreden abdrucken ließen; aber gewiß würde es eben so unzufrieden seyn, wenn wir ihm nicht einige Pröbchen von seiner Kanzelweisheit mittheilten.

Aus seiner in der Aachner Domkirche an dem Feste der h. 3 Könige gehaltenen Predigt, aus seiner Predigt am Allerheiligenfeste in der Minoritten-Kirche zu Cöln, aus seinen Aachner Fastenpredigten ließe sich manche merkwürdige Stelle ausheben, aber wir ergreifen diejenige, an der er — in soweit sie nicht abgestohlen ist — sein ganzes Talent entschöpft zu haben scheint, seine Installations-Predigt. *) Diese ist um so merkwürdiger, da sie innerhalb der Zeit fällt, in der er schon mit seinem abscheulichen Vorhaben schwanger gieng; ja was noch weit mehr sagen will, innerhalb der Zeit, in der er schon Vorbereitungen zu demselben machte.

Hier also etwas Weniges aus der Predigt:

„Weinen möchte ich, wenn ich in diesen Zeitumständen den Vorhang, der vor der Zukunft hängt, aufziehe. Ha! es schaudert mir, wenn ich bey dem allgemein eingerissenen Sittenverderbnisse daran gedenke, wo man von Religion und Wahrheit so verächtlich redet, — wo Gleichgültigkeit und Leichtsinn die Herrschaft miteinander theilen, — wo man Christen antrifft, deren Sinn und Herz ganz verkehrt, von allen guten Gesinnungen entblößt, auf lauter böse Dinge gerichtet sind, — Christen, für welche die Tugend keine Reize mehr hat, die jede böse That, wozu sie nur Gelegenheit haben, begehen:"

„Heuchler, die unter dem Scheine der Tugend mit der Gerechtigkeit das Gespött treiben, und die allerschwärzeste Verrätherey mit der Larve der Gerechtigkeit bedecken, Christen, die dem Allerhöchsten seinen Dienst, seine Altäre, seinen Tempel streitig machen wollen, die das Heiligthum zu zerstöhren, und die Religion ihrer Väter bis auf die letzte Spur zu vertilgen suchen, Christen, die es mit neidigen Augen an-

*) Sie ist in Cöln gedruckt erschienen.

sehen, denen es im Herzen wehe thut, daß die Kirche in diesen unsern Tagen wiederum ihren alten Flohr und Glanz erhalten soll, Christen, die die Ruchlosigkeit und den Unglauben unserer Zeiten benutzen, und so gar anzetteln, um vermittels derselben mit ihren verdammlichen, verderblichen, unmoralischen Grundsätzen jene des Evangeliums zu verdrängen."

In einer Apostrophe an die Geistlichkeit sagt Schäffer folgendes:

„Ich sehe, wie sie für das Heil des Menschen in allen Zeitpunkten seines Lebens besorgt ist, wie sie ihn bey seinem Eintritte in die Welt in ihr Heiligthum aufnimmt, seiner aufkeimenden Vernunft die Wege der Weisheit zeigt, ihn durch das Anzügliche erbaulicher Beyspiele zur Tugend anführet, und ihm in jedem Alter unter dem geheimnißvollem Sinnbild der Sakramente so vielfältige, und seinen Bedürfnissen so anpassende Heilsmittel darbietet; ich sehe, wie sie dem leidenden Christen in der niedrigen Hütte, im finstern Kerker — und sogar auf dem Blutgerüste Trost und Stärke mittheilet."

„Gehen wir muthig fort auf dem Wege, den wir angefangen, und gehören wir stets zu jenen Priestern, die durch Gehorsam und Duldung, durch Bescheidenheit und Sanftmuth, durch Einsicht und Rechtschaffenheit, durch Liebe und Tugend die Verachtung tilgen helfen, die heut zu Tage auf dem Nahmen der Geistlichkeit liegt. Heffen wir, so viel an uns ist, die vielen unzähligen, und noch blutenden Wunden wieder heilen, die in unseren Tagen der Kirche, der Religion und dem Priesterthum von boshaften Händen versetzt wurden."

„Zeigen wir uns dem treuen Volke als ein Schauwerk aller Tugenden, nach dem Beyspiele Jesu Christi, der selbsten alle diejenigen, die er gelehrt, ausgeübt hat. Das gute Beyspiel ist die Stimme, die am heftigsten rühret und überzeuget, unsere Aufführung soll in den Augen der Glaubigen immer

ein ausgestelltes Evangelium seyn, in welchem sie ihre Schuldigkeiten lesen sollen."

Unwillen, gerechter Unwillen bemeistert sich gewiß des Lesers, solche Worte aus dem Munde eines Schäffers zu hören. Er wird sich kaum denken können, wie ein Mensch zu dieser Größe von Verstellung fähig seyn konnte. Auszumahlen das ganze große Bild des Heuchlers, der Gott und Religion nur zu seinen niedrigen Absichten braucht, der alles, was heilig ist, aus seinen Lippen strömen läßt, indessen sein Herz — verdorbener als das Herz eines Valverde — Tod und Verderben brütet — deßhalb der vorangegangene Auszug.

Es ist traurig zu wissen, daß in dem ganzen Lebens-Gemählde dieses Menschen ein so allumfassender Schatten herrscht, daß man kaum einen lichten Strahl darin gewahr werden kann. Da ist keine verzeihliche Schwachheit, kein unverzeihliches Laster, das man an ihm vermisse; da ist keine Tugend, die man ihm zuschreiben könne. So tief, so vollkommen seine Heucheley aber war, so gehörte sie doch nicht unter jene feine verschmitzte Schlangenkluge alle Welt täuschende. Sein Bischen Verstand, sein armseliger Witz konnte weder große Ziele sich entwerfen, noch große Mittel ausklügeln. Selbst in seinen Lastern war er klein. Da er schwankend und nie mit sich selbst einig lebte, so warf er in dem nächsten Momente um, was er vorher mit aller Mühe gebaut hatte. Einen Beweis liefert die itzt kommende Mordgeschichte.

Es gab wohl Menschen die Schäffer trotz seiner Larve durch und durch sahen. Gleich nach der Instal-

lation ehe noch ein Sterblicher das Verbrechen Schäffers ahnden konnte, zirkulirte folgendes:

Miraculosa Virginis effigies in aurea platea ad novum Pastorem:

Recede à me Satan!

Ad Parochianos.

Cavete a signatis!

Reue äußern menschliche Herzen, die im Drange der Umstände fallen und fehlen, aber der wahre Bösewicht sieht kalt und gefühllos auf die geschehene That zurück. Unter diese gehörte Schäffer. Nie — nie entfiel ihm eine Sylbe von Gram über das Vergangene; seine Biographie war das letzte Meisterstück seines Tartuffen-Lebens.

Proben von Niederträchtigkeit und Tücke gab er mehr als eine. Der Mord seiner Wohlthäterinnen, seine Kabalen und Verläumdungen gegen den Concierge, der ihn als Freund aufgenommen und unterstützt hatte, sind redende Beweise. Vielleicht ließe sich auch von gewissen andern geheimen Lastern sprechen, die sein verdorbenes Herz befleckten, aber wozu auf Vermuthungen sich berufen, um den in schwarzem scheußlichen Lichte darzustellen, der durch die schändlichste That der Welt schwärzer sich gebrandmarkt hat, als ihn je eine Feder schildern kann.

Grausen bemächtigt sich der Hand des Schriftstellers, wenn er, was die Veranlassung zu der bisherigen biographischen Skizze abgab, an das schreckliche bruegelische Höllengemählde denkt, das er von diesem Augenblicke an zu entwerfen beginnt, ihn schaudert in eine so unendliche grundlose Tiefe menschlicher Bosheit und Verworfenheit hinabblicken zu müssen. Zweifelnd wagt er es nicht einen Schritt fortzusetzen, eine einzige Sylbe niederzuschreiben, ohne vorher in die ihm zur Seite liegende Actenstücke gesehen, ohne erforscht zu haben, ob denn das alles auch so wahr und wirklich sey, was er und mit ihm jeder Leser von feinem zarten Gefühle sich kaum in der Reihe der möglichen Dinge vorstellen kann.

Doch zur Geschichte.

Der 6. Sept. 1803 (19. Fruct. 12. J.) war für das kleine Köln gegenüber liegende Städchen Deutz der große merkwürdige feyerliche Tag gewesen, an dem es von seinem neuen Landesherrn, dem es bey der Ländertheilung zugefallen war, dem Fürsten von Nassau-Usingen Besuch erhalten hatte.

In einer stattlich geschmückten und erleuchteten Jagd war der Fürst gegen Abend angelandet, und an dem Ufer des Rheines von einer Ehrenwache unter Glockenläuten, Trompetenschall und Kanonendonner empfangen worden. Ihm zu Ehren war eine prächtige Illumination angestellt worden.

Das Fest, der Jubel, die Freude hatte bis an den folgenden Tag, den 7. Sept. (20. Fruct.) gewährt.

Noch hatte sich Deutz von der fröhlichen heiteren Stimmung nicht erhohlt, noch war man beschäftigt die Wonne-Geschichte des verflossenen Tags sich in Mittheilung zu erneuern, als ein schrecklicher Auftritt allen Jubel verdrängte, alle frohe Eindrücke verwischte, und auf Stirnen, wo noch vor Kurzem ungetrübte Freude gethront hatte, alle Empfindungen des Grausens und Schreckens empor rief.

Es war am 7. Sept. (20. Fruct.) gegen Abend vor 5 Uhr, als Männer aus Poll und der Gegend in Deutz gestürmt kamen, ein Zeter-Geschrey erhoben, und die erschreckliche Nachricht verbreiteten, es lägen am Gestade des Rheins in den Weiden zwey ermordete Frauens-Personen. Ihrem Anzuge nach wären Beyde nicht aus der hiesigen Gegend, sondern weit — weit von dem Oberrheine her. Die eine schiene 50 bis 60, die andre 30 bis 40 Jahre alt zu seyn. Der Anzug der Aeltern bestände in einer weissen Kappe, einem schwarz seidenen blaugefütterten Mäntelchen mit einer Kaputze, schwarz seidenem Halstuche mit rothen Streifen, kurzem blauen zitzenen Oberleibchen mit großen Blumen. Die Jüngere hätte einen kahlen Kopf, eine weisse Haube mit einem weissen Bande unter dem Halse zugemacht, sie trüge ein weisses Leibchen mit roth und grünen Blumen, ein seidenes braunes Halstuch u. s. f.

Ohne einen Moment zu versäumen, begab sich die Justitz begleitet von einem Wundarzte an Ort und Stelle.

Allen Ausdruck übertraf, was sie dort erblickte. Zwey weibliche Körper, grade so wie man sie beschrieben hatte, lagen etwa 12 bis 15 Schritte voneinander, und 100 Schritte von dem Rheine in den Weidensträuchen, an denen der Strom bey größerem Wasser vorüber zu fliessen pflegt; die eine gleich dort, wo die Weiden beginnen, die andre näher nach Deutz zu. Diese letzte schien in das Gesträuch hineingeschoben zu seyn. Noch war das Blut an den zwey verschiedenen Stellen so frisch, daß es, wenn man mit dem Fuße auf die Erde trat, hervorquoll.

Der Bericht der Wundärzte sagt, die Aeltere habe zwey starke Contusionen auf dem Kopfe; sie könnten von nichts anderem als einem stumpfen Instrumente herrühren. Gräßlich war übrigens ihr Hals zugerichtet, er war mit einem Messer beynahe rund um abgeschnitten, und aus der Haltung des Kopfes war zu schließen, daß sogar die Knochen des Halses verletzt worden waren. Die Jüngere war eben so abscheulich nieder gemetzelt. An ihrem Halse befanden sich mehrere Schnitte, deren jeglicher wohl im Stande gewesen wäre, sie in ein anderes Leben zu versetzen.

Beyde Personen hatten keine Schuhe an den Füssen. Erst nach einigem Nachsuchen fand man diese. Sie waren, was in dieser Gegend eben so ungewöhnlich als ihre übrige Tracht schien, von Rauchleder.

Niemand kennt die Unglücklichen, niemand erinnert sich, sie jemahls gesehen zu haben. Sonderbar, sonderbar so ruft man allgemein, was mögen dieses für Leute seyn! Aus den groben Hemdern und den übrigen damit contrastirenden feinen Kleidern, kömmt man auf

den Gedanken, ob es etwa Nonnen gewesen seyn möchten. Aber alles, was man sich hierüber auch denkt, der oberländische fremde Anzug kürzt jedes weitere Vermuthen ab.

Wo mögen sie in aller Welt hergekommen seyn, frägt man sich? Ihre Schuhe sind nicht im geringsten mit Staub bedeckt, nur zeigen sich Spuren vom Ufergrunde. Sind sie etwa zu Schiffe gekommen, hier abgesetzt und ermordet worden? Aber wozu diese Umstände, dieses gräßliche Gurgelabschneiden; hätten die Mörder es nicht für sicherer finden müssen sie zu ersäufen? Vielleicht, so schließt man endlich, sind es Leute gewesen, die nach dem Pützgen (eine einige Stunden von da liegende Capelle) Wallfahrt gehalten haben, und hier von Räubern überfallen worden sind.

Neue Zweifel. In dem Sacke der Weiber findet sich Geld. Wenn Räuber die Mordthat begangen hätten, sagt man, würden sie nicht die Unglücklichen rein ausgeplündert haben?

Alle Umstände, die die gräßliche Geschichte begleiten, sind so einzig, so wunderbar, daß man unmöglich einen festen Punkt finden kann, von dem es sich ausgehen, von dem sich ein Ganzes bilden ließe.

Die Justitz fand es für gut, die beyden Leichname in Deutz bringen und an einen Ort hinlegen zu lassen, wo sie jeder Vorübergehende sehen konnte.

Ganz unglaublich war das Hinströmen der Menschenmenge, um die Leichen zu betrachten. Den Tag, nach dem sie gefunden worden, den 8. Sept., der in der catholischen Kirche gefeyert wurde, war halb Cöln in Deutz. Aber auch keine Seele konnte sich entsinnen,

sie jemahls gesehen zu haben. Auch nicht der geringste Schimmer von Licht schien die tiefe Nacht, die über der Mordthat lag, durchbrechen zu wollen.

Die Unglücklichen sollten unerkannt zur Erde bestattet werden, kein Freund, kein Angehöriger sollte über ihrem Grabe weinen, keine Spur den verruchten Thäter verrathen, er sollte in ungestörter Ruhe die Früchte des schändlichsten Bubenstückes einärndten, kein Finger der Vorsehung ihn aus seinem Dunkel ziehen, keine rächende Gottheit seinen Frevel ahnden; so klagte, so seufzte, so rief man allgemein!

Fünf volle Tage und drüber hatten die Leichen aller Welt zur Schau dagelegen. Noch war niemand erschienen, der ihren Nahmen, ihren Wohnort, der die geringste Spur über sie anzugeben wuste.

Sie wurden begraben.

Die Justitz in Deutz, in deren Sprengel das Verbrechen begangen worden, mußte sich die Entdeckung der Mörder — denn aller Meynung nach mußten mehrere conspirirt haben — um so angelegner seyn lassen, da sie den Tag, den das frohe blühend gewordene Städtchen der Liebe für den neuen Landesvater widmete, so abscheulich geschändet hatten.

Sie erließ ein Circulair-Schreiben an die benachbarten Behörden, worin sie ihnen die Beschreibung der gefundenen Körper mittheilte und sie auffoderte, gemeinsam den Verbrechern nachzuforschen.

Cölns würdiger Maire, Br. Wittgenstein, war der Meinung einem so schändlichen Verbrechen allgemeine Publicität zu geben; er ließ die Beschreibung der Klei-

der der gefundenen Weiber mit allen damahls bekannten Umständen in die cöllnischen Zeitschriften rücken. *) Wie viel — wie unendlich viel dieser Schritt gewirkt um Licht und Helle in die bis itzt schwärzeste Finsterniß zu verbreiten, welchen Grundstein zur Entdeckung des Ganzen er gelegt, werden wir bald näher sehen. — Kühn darf man behaupten, daß ohne die sorgsame Maaßregel des Br. Wittgenstein wohl bis zu dieser Stunde das schändlichste Bubenstück, das je begangen worden, unentdeckt geblieben wäre.

Ein junger Rentier, aus Cöln, Br. Coomans, der Schwiegersohn des durch ganz Deutschland berühmten Rechtsgelehrten Daniels, hatte eine kleine Reise nach Coblenz gemacht. Bey seiner Zurückkunft fand er verschiedene Zeitungsblätter, und unter andern auch eben dasjenige, in dem sich die inserirte Beschreibung der Kleider der zwey ermordeten weiblichen Körper befand.

Kaum hat er einen flüchtigen Blick über diese geworfen, als er etwas betroffen ausruft: Gott! wenn ich mich nicht irre, so bin ich mit eben den Weibern am 6. Sept. nach Wesseling **) gefahren.

Plötzlich entsinnt er sich noch mehrerer Umstände aus der Wesselinger Reise, Umstände, die in diesem Augenblicke, wo die geringste Spur über die der Ermordung vorhergehenden Ereignisse äusserst wichtig wird, nicht zu übergehen sind.

---

*) Siehe das 885 Blatt des Beobachters.

**) Dieser Ort, von dem wir noch mehr hören werden, liegt auf der Landstraße von Cöln nach Bonn, etwa zwey Stunden vom ersten entfernt.

Ein Unbekannter, der dem Aeussern nach einem Geistlichen ziemlich ähnlich sah, war mit auf dem Postwagen, und schien zu den beyden Weibern gehört zu haben. — Noch mehr. — Der Unbekannte zeigte über die Weiber eine Art von Superiorität, er behandelte sie mit Härte. Sein ganzes Benehmen, sein ganzes Betragen war der Art, daß er Br. Coomans verdächtig vorkam.

Br. Coomans vernimmt, daß die Kleider der Ermordeten sich in Deutz bey dem Amte befinden. Es dringt und treibt ihn hinüberzugehn, und sich zu überzeugen, ob er sich nicht geirrt habe.

Kaum ist er in Deutz, und hat den ersten Blick auf die Kleider der Unglücklichen geworfen, als er auf der Stelle in ihnen den Anzug seiner ehemahligen Reisegefährtinnen wiederfindet. Sein Schrecken, sein Erstaunen läßt sich nicht schildern. Er geht zum Amtmanne, und theilt ihm alles mit, was er über sie, was er über den Unbekannten weiß.

Das Aeussere desjenigen Fremden, der mit den Weibern auf dem Postwagen sich befand, und der so sonderbar, so verdächtig schien, kann Br. Coomanns auf das Genaueste angeben. Die Gestalt eines gewöhnlichen Menschen würde ihm entgangen seyn, aber der Umriß eines Mannes, aus dessen Benehmen etwas unheimliches zurückschreckendes hervorleuchtete, machte bleibenden Eindruck auf ihn.

Nicht das Aeußere, die Figur ist es, die den Verbrecher aus Tausenden oft aushebt und allkenntlich macht, das Verbrechen wird sein eigener Verräther. Es durchbricht die Schranken des Sinnlichen, es tritt sichtbar

aus sich selbst hervor, es drückt sich in menschliche Augen ein, es wird erkannt.

Br. Coomanns beschrieb dem Deutzer Amte den Unbekannten mit äusserster Sorgfalt; die Stäbe in seinen Rockknöpfen wußte er anzugeben.

Das Deutzer Amt sendete einen Brief an die Mairie in Cöln, worin es die erhaltene Spur in Etwas mittheilte. Es erwähnte, daß die beyden Weiber sich an dem und dem Tage auf dem Postwagen nach Wesseling befunden, daß sie in diesem Orte den Wagen verlassen hätten, daß während ihrer Reise ein Unbekannter einem Geistlichen ähnlich, so und so gekleidet ihr Begleiter gewesen zu seyn geschienen hätte.

Tief lag noch die Nacht bey allen dem über Thäter und That. Der Nahmen des Mörders wurde noch nicht mit Fluch beladen in gesellschaftlichen Zirkeln genennt, die Rache schien ihn noch immer nicht aus seinem geheimnißvollen Zaubernebel hervorzureissen, ans Licht bringen zu wollen.

Nur schwach erleuchtend, nur verschiessend im ersten nächsten Raume war der Lichtstrahl, der aus dem Deutzer Briefe zu ziehen war. Was wußte man Vieles, wenn man wußte, daß die Weiber am Tage der Mordthat mit einem Unbekannten gemeinsam eine kleine Strecke Wegs gefahren?

Meisterhaft und künstlich war das Gewebe, welches die cölnische Polizey auf die wenigen erhaltenen Notitzen anlegte, um den Thäter zu entdecken, ausdauernd und unermüdet der Eifer, womit sie seiner geheimsten Spur nachgieng.

Br. Herstatt, Adjunct der Mairie mit dem Polizeyfach beauftragt, ein junger, lebhafter, unternehmender Mann glaubte seinem Amte, der Ruhe und Sicherheit des Staates, der Menschheit selbst eine mehr als gewöhnliche Nachforschung schuldig zu seyn. Von patriotischem Eifer entflammt entschloß er sich die von der Deutzer Justitz mitgetheilte Spur zu verfolgen, und den Thäter — den man wohlgemerkt niemahls für einen Cölner sondern immer für einen Ausstädtischen hielt — wo immer er sich hin verborgen haben mogte, auszumitteln — ein wohlgemeintes edles Unternehmen, dem gewiß jeder Biedermann den heissesten Wunsch des Gelingens nachschicken wird.

In dem Briefe von Deutz hatte man, wie gesagt, den, der Nachricht geben konnte, Hr. Coomanns nicht genannt, aber den Ort Wesseling, wohin der Unbekannte mit zwey Ermordeten im Postwagen gefahren war, angeführt.

Wir müssen nach Wesseling, sagte Herstatt, wenn wir den Mördern auf die Spur kommen wollen, und nahm den kölnischen Polizey-Commissaire Br. Schöning, der sich schon in mehr als einer Polizey-Expedition rühmlichst ausgezeichnet hatte, mit. Den 14. Sept. (27. Fruct.) auf einen Mittwoch verließen Beyde in aller Frühe Cöln, und traten ihre Untersuchungs-Reise an, jene Reise, die einzig und allein die Materialien geliefert, auf die man nachher das große Gebäude der Ueberzeugung gegen den schrecklichen Thäter gegründet hat.

Bey ihrer Ankunft in Wesseling begeben sie sich in das Paulische Gasthaus, wo der Post-

wagen anfährt, sie forschen nach, und siehe da — gleich Anfangs biethen sich ihnen wichtige Momente an. Sie erfahren, daß am 6. Sept, (19. Fruct.) Abends ein Unbekannter, zwey Frauens-Personen und Br. Coomanns auf dem Wagen gewesen wären, daß die zwey Frauens-Personen den Weg nicht weiter fortgesetzt, und das Posthaus verlassen hätten, ohne daß man angeben könne, wohin sie gegangen wären, daß der Unbekannte ebenfalls abgestiegen und nicht weiter gefahren wäre, daß er die zwey Frauens-Personen nicht zu kennen geschienen, um Nacht-Quartier gefragt, und vom Wiederkommen gesprochen, aber sich entfernt hätte, und nicht mehr zum Vorschein gekommen wäre.

Kein Zweifel mehr, von Wesseling sind die Unglücklichen auf die andere Seite des Rheines gefahren; so denkt Herstatt, so denkt Schöning. Sie nehmen den Weg an das Ufer. Vielleicht treten wir hier in ihre Fußstapfen, so sagen sie sich. Am Gestade des Rheins findet sich ein französischer Zoll-Soldat. Diesen gehn sie an, um zu wissen, wo die Ueberfahrt auf die andere Rheinseite seye. Er erklärt ihnen, daß die Schiffe nirgends landen dürfen als hier, wo er steht, und an einem Flecken weit unterhalb dem Orte.

Unermüdet in seiner Nachforschung wendet sich Herstatt an den Adjunct der Mairie in Wesseling. Mit unerwartetem Eifer und Thätigkeit reicht dieser brave Mann hülfreiche Hand, und läßt auf Ersuchen sogleich alle Schiffer in Wesseling zusammenrufen, denn man hofft den, der die Frauens-Personen mit dem Unbekannten übergesetzt hat, zu finden. Vergebens ist alle Mühe. Niemand will das Geringste von ihnen wissen.

Abgebrochen war der Faden. Wie mancher andere Justitz-Beamte würde sich mit dem Gethanenen nicht begnügt haben, und nicht wieder ruhig in seine Behausung zurückgekehrt seyn? Herstatt glaubte noch immer weiter dringen, und die andere Rheinseite, besonders das Wesseling gegenüber liegende Lülsdorf durchforschen zu müssen. Hiezu bewegte ihn eines Theiles auch die vage Erzählung eines Jungen aus Wesseling, der die beschriebenen Frauens-Personen in Lülsdorf gesehen haben wollte.

Bey ihrer Ankunft in Lülsdorf, wohin sie der Adjunct von Wesseling begleitete, wendeten sich Herstatt und Schöning an die Orts-Obrigkeit, den Scheffen. Dieser hatte ebenfalls eines der Circulair-Schreiben von Deutz empfangen, aber — bishieher noch keinen Gebrauch davon gemacht.

Br. Herstatt läßt auf seine Kosten sämmtliche Schiffer von Lülsdorf zusammenrufen. Einer erscheint nach dem andern, aber keiner hat den 6. Sept. die Frauens-Personen gegen Abend übergefahren.

Der letzte unter den Schiffern Nicolaus Lansenberg erscheint. Er wird gefragt, und siehe da, sogleich erinnert er sich, daß er es gewesen sey, der in der That zur angegebenen Stunde zwey Frauens-Personen, so gekleidet, wie sie Herstatt beschrieben, über den Rhein geführt habe.

Und — der nähmliche Unbekannte, dessen Beschreibung mit der des Deutzer Briefs übereinstimmt, der nähmliche, der auf dem Postwagen, der in Wesseling war, ist mit in dem Nachen, fährt mit auf die andere Seite.

Der Schiffer erzählt Dinge von dem Unbekannten, Dinge, die Herstatt und Schöning in Erstaunen setzen, die ihnen die sonderbarsten Vermuthungen geben. Der Unbekannte spricht während der Ueberfahrt verwirrt, frägt nach diesem und jenem, und alles ist so widersinnig, daß er selbst dem Schiffer, einem einfältigen schlichten Manne Kopfschütteln abzwingt. Er erkundigt sich, ob diese Nacht der Mond aufgehe und wann? Die beyden Weiber, die mit ihm sind, reden keine keine Sylbe.

Man landet. Der Unbekannte, was äusserst bemerkenswerth scheint, frägt, ob der Weg durch solche Weiden bis nach Deutz führe. Kurz, sein ganzes Benehmen ist der Art, daß der Schiffer bey seiner Nachhausekunft die Ueberfahrts-Geschichte erzählt, und ausruft: Wären doch die armen Weiber mit diesem Menschen an Ort und Stelle!

Hätten Herstatt und Schöning vorher nur leise Anwandlungen von Verdacht, ob wohl der unbekannte Begleiter selbst zu den Mördern gehört haben möge, so drängte sich ihnen itzt, nachdem sie die Erzählung des Schiffers erwogen hatten, die schwärzeste Vermuthung gegen ihn unwiderstehlich auf. Wie ließe sichs auch zusammendenken, daß der Unbekannte diesseits zwey Stunden bis Wesseling mit ihnen fahren, sie über den Rhein begleiten, jenseits nach dem nähmlichen Wege zurück nach Deutz, und zwar grade nach der Mordstette durch die Weiden fragen sollte, als unter dem Verdachte des Mitwirkens und Theilnehmens an der schrecklichen That selbst?

Noch krönt Herstatts Bemühung in Lülsdorf eine andere nicht minder merkwürdige Entdeckung. Es

findet sich nehmlich eine Frauens-Person, die erklärt, am Abende der Ermordung etwas späte unweit dem Tönnes-Käntchen auf einem grade nach Deutz führenden Weg die zwey Weiber mit dem Unbekannten gesehen zu haben.

Jede weitere Nachforschung ist von nun an unnütz, keine weitere Spur findet sich mehr.

Bereichert durch äusserst wichtige Entdeckungen und mit dem festen Muthe, den einmahl aufgefangenen Faden nicht mehr fahren zu lassen, dem Eifer und Nachspüren keine Schranken zu setzen, kehrt am Ende des Tages Herstatt wieder nach Köln zurück.

Gleich nach seiner Ankunft in Cöln setzt er (am Donnerstag den 15. Sept.) mit Hülfe des Polizey-Commissairs Schöning seine Untersuchung fort. Vor allem begibt er sich auf das Expeditions-Büreau des nach Wesseling fahrenden Paulischen Wagens. Hier erfährt er, daß an dem Tage der Ermordung Morgens sechs Uhr ein Geistlicher und zwar in Seminaristen-Kleidung, den man wohl oft gesehen zu haben glaube, aber doch nicht kenne, drey Plätze in dem Wagen bestellt und bezahlt habe.

Hatte man bis itzt nur ungegründete Vermuthungen über den Unbekannten, so entdeckte es sich itzt hell und deutlich, wer er eigentlich war.

Es ist doch sonderbar dem Wirken, der Thätigkeit der menschlichen Seele und ihren unsichtbaren Schranken nachzuforschen. Als Herstatt aus dem Paulischen Hause tritt, kömmt ihm auf einmahl ohne alle vorherige Veranlassung der Nahmen eines Mannes vor Augen, der ihm vorher unter keinem Gesichtspunkte Grund zu solch' einer Vermuthung gegeben hatte, und

dieser Nahmen ist der des Schäffers — aber er verliert sich eben so schnell wieder in das Dunkel.

Herstatt und Schöning, die ein in der Stadt ruchbar gewordenes Mährchen, daß eine der Ermordeten schwanger gewesen sey, vernommen, begaben sich nach Deutz; aber hier both sich ihnen nichts an, das sie in ihren Untersuchungen weiter führen konnte.

Da Br. Herstatt in Wesseling gehört hatte, daß Br. Coomanns mit den Weibern und dem Unbekannten auf dem Wagen gewesen sey und in ihm also jenen Mann vermuthen mußte, von dem das Deutzer Amt seine mitgetheilte Notitzen gezogen hatte, so suchte er ihn grade auf, und wand sich an ihn. Wechselseitig gepflogene Freundschaft berechtigte Br. Herstatt zu diesem Schritte.

Was er vernahm, diente, allen Verdacht auf das Haupt des Unbekannten zu häufen. Das unbegreiffliche verdächtige Betragen dieses Menschen, seine Härte gegen die Weiber, mit all' den Indicien, die der Schiffer gegen ihn lieferte, dieses bildete ein fürchterliches Ganze, das das Perspective des Mordes und des Mörders gewährte.

Viel war gethan, aber das Große das Hauptwerk war noch zurück. Wo mag sich der Unbekannte aufhalten, wer mag er seyn? Nichts war beantwortet, solange auf diese Fragen die Achsel gezuckt wurde.

Vielleicht — aber auch nur vielleicht, wäre späterhin einmahl Br. Coomanns — der Einzige, der die Verbindung kannte — zufällig und unerwartet die Gestalt des Unbekannten irgendwo vor Augen gekommen und der Schleyer gefallen, vielleicht hätte aber

auch der Thäter, — dem man bereits erzählt hatte, man suche einen Geistlichen auf, der im Verdachte des Mordes stünde, dessen Angst von Moment zu Moment zugenommen hatte — vielleicht sag' ich, hätte dieser sich aber noch vor der möglichen Entdeckung durch Hr. Coomanns auf und davon gemacht, und das Verbrechen wäre ungeahndet geblieben; aber die mächtige Vorsehung — die über jedem Bubenstücke die Kraniche des Ibikus lauernd hat — beschloß, daß es Tag werden sollte über der Mordthat. Sie spielte den wackeren redlichen Männern, die voll heissen Amtseifer umherspürten, einen neuen unzerreißlichen Faden in die Hände, an dem der in Freyheit lebende Verbrecher unsichtbar gefesselt war.

Mannichfach waren die Gerüchte, mit denen sich damahls die Stadt trug. Dort erzählte man, die ermordeten Weiber hätten auf dem Eichelstein, hier sie hätten auf der Severinsstraße gewohnt. Wo immer man aber hinkam, so erfuhr man die Nichtigkeit der Sage. Plötzlich vernehmen Herstatt und Schöning unter andern Erzählungen — es seye etwa zwey Monate, da hätten die nähmlichen Personen, die man in Deutz zur Schau hätte liegen sehen, in dem Hôtel de France bey Hr. Kilian logirt.

Gerüchte jeder Art konnten nur in den Augen des Herstatt und Schöning, die sie mit dem, was sie bereits wußten, zusammenreihen, und daraus ein Ganzes bilden konnten, einen Werth haben. Sie ließen die wenigen vernommenen Worte nicht fallen.

Herstatt gieng auf sein Büreau, schlug die Fremdenliste auf, und erfuhr, daß in der That vor

etwa zwey Monaten zwey ältliche Weiber bey Kilian sich aufgehalten hätten.

Schöning gieng zur nähmlichen Zeit zu Br. Kilian hin, und erkundigte sich bey ihm selbst. Da vernahm er dann, daß eben die zwey ermordeten Weiber (er erkannte sie an der Beschreibung) um diese und jene Zeit auf dem gegenüber anfahrenden Postwagen angelangt und mit einem Geistlichen in das Haus des Kilians gekommen waren — und der Geistliche war niemand anderst gewesen, als — Schäffer, Pastor in der Kupfergaß.

Welche wichtige Entdeckung!

Wichtig bloß in Ansehung der Folgen, die sie versprach — denn daraus, daß Schäffer mit den Weibern in das Hotel gekommen war, ergibt sich noch nicht, daß er auch derjenige gewesen ist, der sie lange nachher nach Wesseling geführt hat, kurz, daß man ihn für denjenigen erkennt, der unter dem Nahmen des Unbekannten soviel Verdachts auf sich gebürdet hat.

Einen Seelsorger, einen Mann, dem der Staat das Theuerste, was er haben kann, die ganze Glückseligkeit seiner Glieder anvertraut, dessen heiliger ehrwürdiger Stand über jeden Argwohn erhaben steht, zieht man so schnell nicht vor Gericht. Wie leicht könnte ein Irthum mit eingeflossen seyn, wie leicht ein rechtschaffener Mann statt eines Buben angefallen, um Ehre und Nahmen gebracht werden. Das fühlte der Adjunct Herstatt sehr wohl, und wenn sein feuriges ämsiges Nachstreben Ruhm verdient, so verdient ihn sein ernstes kaltes behutsames Verfahren doppelt.

Alle Möglichkeit gegen Schäffer zu Werke zu gehn, in ihm den Mörder oder Theilhaber des Mordes zu erkennen und zur Strafe zu liefern, liegt ganz allein in Br. Coomanns, so schließt Herstatt und schließt richtig. Wenn ein Mann von der Denkungsart, dem Character wie Coomanns fest und männlich erklärt: Dieser Schäffer war es, der am 6. Sept. mit mir und den Weibern nach Wesseling fuhr; trifft ihn also alles, was gegen den Unbekannten so laut spricht, dann und nur dann erst läßt sich ein entscheidender Schritt thun und eher nicht, wahrlich nicht.

Br. Coomanns schien anfänglich aus Delicatesse und feinem Gefühle sich nicht zu allem dem verstehen zu wollen, was Herstatt von ihm forderte, aber durch eigene Gründe und die seines vortrefflichen Schwiegervaters überzeugt, alles Mögliche zur Entdeckung eines die Menschheit schändenden, die allgemeine Sicherheit untergrabenden Frevels beytragen zu müssen, zeigte er sich endlich bereitwillig.

Itzt, itzt beginnt der 16. September, ein Freytag.

Dieser muß entscheiden, so oder so — kein Moment darf mehr gezögert werden, denn laut schon geht das Gerede in der Stadt: einen Geistlichen sucht man auf, den der Verdacht der Mordthat verfolgt.

Unbeschreiblich war die Mühe, die sich Herstatt, Schöning und die übrigen Polizey-Commissaires in Cöln Orban und Wolff, die man zugezogen hatte, gaben das Siegel auf das begonnene Werk zu drücken.

Schon um acht Uhr des Morgens begann Herstatt an seinem Plane zu arbeiten. Er schickte eine vertraute Mannsperson unter einem Vorwande in die Pfarreywohnung, um zu sehen ob Schäffer zu Hause sey. Unterdessen harrte er mit Br. Coomanns, der ihn erkennen sollte, in der Nähe. So frühe es auch war; Schäffer war bereits ausgeflogen. Niemand wußte wohin. Da nicht zu erwarten war, daß ein Pfarrer halbe Tage lang sich von seiner Wohnung und Kirche entfernen würde, schickte Herstatt die vertraute Person gegen eilf Uhr noch einmahl in die Pfarrey, immer sich in der Nähe aufhaltend; aber umsonst — noch war er nicht zurückgekommen.

Es war bekannt, daß er gewöhnlich bey Kilian zu Mittag speiste. Herstatt gieng ihn selbst dort aufzusuchen, und nahm den Polizey-Commissaire Schöning mit dahin. Die gewöhnlichen Gäste waren alle da. Für Schäffer war ein Couvert gelegt — aber er selbst blieb aus.

Alle diese Fehlgänge schreckten die unermüdeten Beamten nicht ab. Sie ließen durch Polizey-Sergeanten sowohl das Haus des Kilian als des Pastors beständig im Augehalten, und warteten den Nachmittag ab.

Gegen vier Uhr wird endlich Schäffer gesehen, er läuft mit bestaubten Schuhen auf den Stadtwällen umher.

Endlich begibt er sich in seine Wohnung, und hält die Abends-Andacht unter dem Nahmen Complete bekannt. War es Angst, war es Ahndung oder irgend eine andere Empfindung, nie, nie war sein Gebeth schneller eilfertiger gewesen, kaum konnten Gedanken seiner

lauten Stimme folgen. Beständig drehte er dabey seine Augen nach dem Eingange und schien äusserst verstört zu seyn.

Herstatt und Coomanns kamen, aber etwas zu späte. Der erste schickte eine Frau in die Pfarrey um nach Schäffer zu fragen, und — dieser war schon wieder verschwunden. Was itzt die Sache noch mißlicher machte — die Frau war in der Pfarrey für die Frau eines Polizey-Serganten erkannt worden.

Alles stand in gegenwärtigem Momente auf dem Spiele.

Erfuhr Schäffer, woher eigentlich die so häufigen Nachfragen nach ihm herrührten, und war der Verdacht gegen ihn gegründet, so war zu erwarten, daß er noch in dieser Nacht sein Heil in der Flucht suchen möchte. Sein unstätes Herumflankiren den ganzen Tag schien in den Augen der erfahrnen Polizey eben sowohl ein neuer Grund des Verdachts als auch das sichere Vorzeichen einer nahen Flucht zu seyn.

Mit jedem Momente stieg die Nothwendigkeit sich zu vergewissern, ob er der Unbekannte von dem Postwagen sey. Sein Aufenthalt mußte noch diesen Abend ausgekundschaft werden. Man entschloß sich endlich zu einer unschuldigen List die Zuflucht zu nehmen.

Der Polizey-Commissair Wolff, der just in schwarzer Tracht sich befand, nahm einen geistlichen Hut, und eilte ohne weiters in die Pfarreywohnung. Hier gab er vor, von Aachen zu kommen und gewisse sehr nöthige Bestellungen an Schäffer zu haben. Er fragte so dringend, und ließ nicht nach, bis man ihm endlich bedeutete — der Pfarrer werde vermuthlich den

Abend in dem Feldmüllerschen Hause zubringen. Mehr bedurfte er nicht, er entfernte sich, und brachte diese Kunde sogleich in den weißen Thurm, wo Herstatt, Schöning und Orban seiner harrten.

Man kam überein, Wolff sollte mit Br. Coomanns — denn auf diesem allein beruhte wie gesagt, die Möglichkeit einer Entdeckung — in das Feldmüllersche Haus sich verfügen, dort nach dem Doct. D'Ahme fragen, und Gelegenheit suchen seinem Begleiter den Schäffer zu zeigen.

Herstatt und die beyden Polizey-Commissaire Schöning und Orban wollten indessen auf der Straße harren, und das entscheidende Ja von Coomanns Lippen erwarten.

Der Polizey-Commissaire Wolff und Coomanns erschienen in dem Feldmüllerschen Hause, aber Doctor D'Ahme, nach dem sie fragten, war abwesend. Ein neues Hinderniß! Hier galt schnelle Entschließung. Wolff erkundigte sich grade zu, ob der Pastor Schäffer in der Stube sey und — er war wirklich da.

Unter dem Vorwande ihn sprechen zu müssen trat Wolff ein, Br. Coomanns ihm immer in einiger Entfernung zur Seite. Schäffer saß dem Anscheine nach ruhig in einer Ecke des Zimmers. Wolff gieng grade auf ihn los, vermeldete eine Empfehlung von Aachen, und ließ sich mit ihm in eine kurze Unterredung ein.

Br. Coomanns hatte nur wenige Blicke auf seinen Mann geworfen, als er sich auf das Völligste überzeugte, daß niemand als er es gewesen, der sich mit den beyden Weibern im Postwagen nach Wesseling

befunden habe. Er lispelte dem Polizey-Commissaire ins Ohr: *c'est lui!*

Aber welchen unerwarteten Eindruck machte nicht der Anblick des Br. Coomanns auf Schäffer? Seine Verwirrung war sichtbar, er wußte dem Polizey-Commissaire auf sein Compliment nicht zu antworten, er blieb sitzen, er sah scheu auf den Boden.

Wolff bedauert unterdessen den Doctor D'Ahme nicht getroffen zu haben, und entfernt sich mit seinem Begleiter.

So wie beyde auf die Straße kommen, wiederhohlt Br. Coomanns seine Aussage dem Adjunct Herstatt, und verliert sich.

Herstatt tritt nun mit Schöning in das Feldmüllersche Haus. Sie verlangen nach Schäffer, und bitten zugleich um Erlaubniß ihn unter vier Augen sprechen zu dürfen. Mehr noch als beym Anblicke des vorigen unerwarteten und schnell verschwundenen Besuchs erschrickt Schäffer, als er Herstatt sieht; aber wer mahlt sein Entsetzen, als dieser ihn ungefähr so anredet: Verzeihen Sie, Herr Pastor, daß wir so zudringlich sind und ohne alles Ceremoniel Sie hier aufsuchen. Ihre Pflicht ist es wie die Meinige alles beyzutragen, um denjenigen zu entdecken, der bey Deutz die doppelte Mordthat begangen hat. Es heißt, Sie könnten uns hierüber Aufschluß geben.

Schäffer will sprechen, und kann nicht.

Herstatt spricht noch das Eine und das Andere über die Nothwendigkeit des Mitwirkens zur Entdeckung des Verbrechers, von der Scheußlichkeit der That

selbst und von der Aufklärung, die er hierüber von ihm erwarte.

Nach einer stummen Pause rückt Schäffer endlich mit einigen wenigen Worten heraus, aber diese verrathen sein Innerstes: Sie werden doch keinen Verdacht auf mich haben, sagte er zu Herstatt?

Dieser erwidert ihm im allgemeinen, die Schandthat seye zu groß, als daß man so schnell jemand und zumahl jemand seines Standes in Verdacht haben könnte. Er bittet Schäffer ihn auf das Polizey-Büreau zu begleiten.

Schäffer erschrickt ein wenig, und ersucht Herstatt sich mit ihm in die Pastorey zu verfügen. Dieser erklärt ihm aber, daß er seine Bitte unmöglich erfüllen könne. Und so verlassen sie das Haus des Feldmüllers. Herstatt und Schöning fassen Schäffer unter den Arm, Orban begleitet sie, und so geht der Zug auf das Stadthaus.

Es ist Abends gegen acht Uhr.

Schäffers Farbe ist vom Gesichte weggeweht. Eine Todenblässe tritt an ihre Stelle. Seine Augen fliehen scheu zur Erde. Seine Sprache verliert ihre Festigkeit.

Während Herstatt das Büreau zu recht machen läßt, während die Lichter angesteckt werden, und jedermann sich entfernt, beginnt Schäffer auf einmahl über die Erscheinung des B. Coomanns im Feldmüllerschen Hause, die ihm freylich sehr wichtig seyn mußte, laut zu werden. Wer war der junge dicke Herr, fragt er plötzlich, der im Feldmüllerschen

Hause sich gezeigt hat? Mir deucht, fährt er nach einer Pause fort, er war mit mir auf dem Postwagen nach Bonn.

Das Verhör beginnt.

Schäffer benimmt sich dabey auf das Auffallendste. Seine Knie brechen zusammen, er kann sich kaum an dem Stuhle, auf den er sich gelehnt hat, aufrecht halten, und doch leidet es eine innerliche heftige Gemüthsbewegung eine schreckliche Angst nicht, daß er ruhig sitzen bleibt. Alle seine Kräften sind herabgespannt, und man weiß nicht, ob man nicht eher seinen erbarmungswürdigen Zustand bemitleiden als das immer mehr und mehr geahndete Verbrechen verabscheuen soll.

Das erste Verhör — und man weiß wie wichtig dieses, das die Wahrheit dem überraschten Verbrecher entlockt, in den Augen des Polizey-Beamten ist — das erste Verhör legt den Grundstein, worauf nachher das ganze Gebäude seiner Schuld und seiner künftigen Verdammung aufgeführt wird.

Man fragt ihn, ob er die beyden Weiber, die mit ihm auf dem Postwagen nach Wesseling gewesen, gekannt habe und — er antwortet: Nein. Man fragt ihn, wie sie auf den Postwagen gekommen — und er antwortet: der Postillon habe sie aus Mitleid aufgenommen. Man fragt ihn, was er denn in Wesseling gemacht habe, und er antwortet: in Wesseling erwartete ich meinen Bruder, als ich ihn dort nicht traf, kehrte ich sogleich wieder nach Cöln zurück; wo die zwey Weiber hinkamen, weiß ich nicht. Und so liegen in vier Antworten vier große leicht zu erweisende Lügen.

Man beginnt ihm itzt die Aussage des Schiffers, der ihn übergefahren, des Mädchens, das ihn am Tönneskänntchen getroffen hat, vorzuhalten. Nahmenlos groß wird seine Verwirrung.

Er kömmt nun endlich mit folgender Geschichte zum Vorschein: Ich bin gesonnen gewesen, sagt er, mit meinen Begleiterinnen nach dem Pützchen wegen der Maria Geburts Andacht zu wallfahrten; unterwegs bin ich durch das Schießen und einen Bauern von der Ankunft des Fürsten von Nassau-Usingen in Deutz unterrichtet worden, welches mich meinen Weg dahin zu nehmen bestimmt hat. An den Weiden bin ich sowohl als die mich begleitenden beyden Frauenzimmer von Räubern überfallen worden. Ich war glücklich genug entfliehen zu können, jene aber wurden ermordet.

Herstatt stellt ihm das Unwahrscheinliche seiner ganzen Erzählung vor, das besonders auch dadurch sich ergibt, daß die Ermordeten noch Geld im Sack hatten, als sie gefunden wurden. Er zeigt ihm eine Reihe von Widersprüchen. Seine Angst übersteigt alle Gränzen, und mahlt sich auf das sichtbarste in jedem seiner Züge.

Während er am Stuhle steht, zucken seine Muskeln unaufhörlich, und er spielt unwillkührlich mit seinen Fingern auf der Lehne des Stuhls, und spielt oft so laut, daß man ihn daran ermahnen und bitten muß ruhig zu seyn.

Herstatt hatte im Verhöre weislich vermieden Schäffer gradezu als den Mörder anzugehn, sondern ihn gleichsam nur als einen Zeugen, von dem er Aufschlüsse erwarte, zu betrachten die Miene genommen;

ob er gleich, wenn ihm auch vorher irgend noch ein Zweifel übrig geblieben wäre, doch während Schäffers Antworten sich immer mehr und mehr berechtigt glaubte, ihn für den Thäter zu halten.

Der Hauptpunkt, den Schäffer zu beseitigen hatte, war immer der, warum er doch bey seiner Ankunft in Deutz nicht Lärmen gemacht, warum er der Polizey nicht den Raub und doppelten Mord entdeckt, warum er bis zu dieser Stunde vielmehr das größte Geheimniß hierüber gehalten habe? Keine gesunde Antwort war von ihm zu erhaschen. Sein Vorgeben, als habe er aus Furcht vor der Justiz geschwiegen — ein Vorgeben, das er aus einem, dem Br. Herstatt kurz vorher entfallenen Ausdruck zusammengedrechselt hatte, war so leer, daß er es selbst fühlte.

Nachts gegen halb vier Uhr war das Verhör zu Ende.

Wie sonderbar verwirrt es in seinem Gehirne ausgesehen haben mag, wie schwach seine Geisteskräfte in dem Kampfe geworden, beweist nichts so sehr, als der Zug nach abgeschlossenem Verhöre. Er nahm nehmlich seinen Hut in die Hand, bedauerte, daß Br. Herstatt sich so viele Mühe gebe, und wollte ohne weiteres nach Hause gehn. Befehlen sie nur, sagte er, wann ich am folgenden Morgen wiederkommen soll.

Für was sehen sie mich wohl an, beginnt Herstatt itzt mit ernsterer Miene, und sieht Schäffer scharf ins Gesicht; für einen Mann, der seine Pflicht nicht kennt oder nicht kennen will?

Schäffer stutzt.

Und wissen sie, für was ich sie halte? fährt er fort: Für den Mörder der beyden Unglücklichen.

Diese Worte donnern den Menschen nieder.

Herstatt befiehlt itzt, daß Schäffer die Nacht hindurch in dem Zimmer des Concierge des Depot bewacht werden solle — und beordert hiezu zwey Sergeanten.

Das ist hart! ruft Schäffer, als er sich in der Stube und einen Sergeanten zu seiner Seite sieht.

Wenn sie es nicht verdient hätten, Herr Pfarrer, antwortet der Sergeant, so würde ihnen dieses gewiß nicht widerfahren seyn. — Man kann mich nicht überführen, entgegnet Schäffer.

Der Zufall wollte es, daß ein Geistlicher, ein Verwandter des Concierge in das Zimmer kam, wo Schäffer saß, und sich mit ihm unterhielt. Auch der Geistliche stellte die Frage, die jedem sich aufdringen mußte, warum er denn nach der Mordthat in Deutz keine Anzeige gemacht, daß er mit den zwey Weibern von Räubern überfallen worden? Ich scheute das Gespötte mit Frauens-Personen Abends über Feld gegangen zu seyn, antwortete Schäffer. Dabey bliebs. Nach einigen Zwischengesprächen kam der Geistliche noch einmahl auf die nehmliche Frage. Dießmahl beliebte Schäffer — der seine erste Entschuldigung vergessen haben mogte — zur Ursache anzugeben, daß er das allgemeine Vergnügen nicht habe stören wollen.

Bald, bald werden wir ein viertes Motiv hören, das er in Aachen ausheckte oder sich aushecken ließ.

Ein so schnelles Widersprechen und zwar im kitzlichsten Puncte vereinigt mit Schäffers übrigem Benehmen

wirkte auf den würdigen Geistlichen so sehr, daß er am folgenden Tage die Hand auf's Herz einem Vertrauten erklärte, subjectiv von Schäffers Schuld überzeugt zu seyn. — Doch trat er nie als Zeuge auf.

Soviel Indicien und Vermuthungen auch Br. Herstatt gesammelt hatte, so sehr diese auch durch Schäffers Widersprüche im Verhöre Gewicht erhalten hatten, so schien es doch ein Wagstück zu seyn, einen Mann, der in einem Amte, wie Schäffer stand, den das Gerücht (das nun hier wie in so manchen andern Fällen eben nicht die Tochter der Wahrheit war) zu einem Freunde des Bischofs stempelte, einen Mann, dem die Regierung ihr Zutrauen geschenkt zu haben schien, wegen eines so abscheulichen Verbrechens am Kopfe zu fassen.

Da Br. Herstatt einer andern Religion war, so gehörte hiezu ein desto größerer Muth.

Gestützt auf seine Inzichten, seine Resultate, glaubte Herstatt nun den letzten Schritt zu thun, und bey einer Hausvisitation in der Pfarrwohnung noch neue, seine Verhaftnehmung völlig rechtfertigende Beweisstücke suchen zu müssen. Man konnte sich keine andere Ursache eines solchen zwiefachen Mordens denken, als der Thäter müsse sich dadurch in den Besitz des Vermögens der Weiber haben setzen wollen. Das Gerücht sprach laut von einer Erbschaft, die diese in Brabant gethan.

Bey der Visitation fanden sich zwar Effecten von den zwey Unglücklichen; aber sie waren keines Wegs beträchtlich.

Desto unerwarteter, desto wichtiger in Hinsicht des Verbrechens selbst war eine andere Entdeckung. Schäf-

fers braunes Kleid, das nehmliche, das er an dem Tage der Ermordung trug, fand sich, und siehe da, sowohl an seinen Aermeln als an seiner Vorderseite zeigten sich Flecken, die man für Blut=Flecken erkannte.

Genug glaubte itzt Herstatt gethan, hinlänglich sich geschützt gegen den Vorwurf eines zu schnellen Verhaftens, Ruhm's genug geärndet zu haben — er überlieferte Schäffer dem Br. Keil, ehemahligen öffentlichen Ankläger im Ruhr=Departemente, und dermahlen Commissaire bey dem Civil=Tribunale in Cöln, der in Abwesenheit des beliebten Sicherheits=Beamten Hanoncelles dessen Stelle vertrat.

Nein, nicht zu schildern ist der panische Schrecken, der an dem Morgen des 17. Sept. ganz Cöln ergriff, als es aus seinem ruhigen Schlaf durch die Hiobspost aufgerüttelt wurde: der Mörder, der Mörder der zwey gefundenen Weiber ist entdeckt, und dieser Mörder ist — Schäffer, Pfarrer zu der Mutter Gottes in der Kupfergasse. — Die Nachricht kam so unerwartet, traf so tief, daß jeder erschrack, gleichsam als ob der Thäter, den man nannte, sein Vater, sein Bruder, sein Verwandter sey.

Es ist nicht möglich und kann nicht möglich seyn, daß so viel Bosheit in dem Herzen eines Seelsorgers wohne, so war die allgemeine Stimme.

So groß der Schrecken der ganzen Stadt war, so unglaublich groß war die Neugierde.

Als Schäffer durch Polizey=Sergeanten in das Palais des Tribunals geführt wurde, drängten sich mehrere Tausende hinzu. Man sah Gesichter bleich werden, man sah Thränen fließen.

Das erste Verhör vor dem Commissaire Keil währte von zehn Uhr Morgens bis nach zwey Uhr Nachmittags — Schäffer wurde nur um Nebenumstände, die mittelbar auf die Mordthat Bezug haben konnten, befragt.

Als das Verhör zu Ende war, bath Schäffer den Adjunct Br. Herstatt doch zu sorgen, daß er etwas zu essen bekäme — denn, sagte er — ich habe gestern den ganzen Tag keinen Bissen zu mir genommen. Dieses beweist wohl hinlänglich, in welcher Angst er sich herumgetrieben.

Gleich nach Tisch begann das Verhör von neuem und währte bis zum späten Abende.

Als man ihm des andern Tages im dritten Verhöre sein blutiges Kleid vorzeigte, entfärbte er sich, verlor aber seine Fassung nicht. Auf die Frage, die man an ihn über die Art stellte, wie denn wohl diese Flecken auf sein Kleid gekommen, gab er vor, nach der Flucht der Räuber an die Mordstätte zurückegekommen zu seyn, und dort einen der blutenden Körper aufgehoben zu haben, um zu sehen, ob etwa noch Leben in ihm wäre. Die Erklärung veranlaste eine Menge neuer Fragen und Antworten, und er verwickelte sich in ein endloses Labirinth von Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten, Widersprüchen und Lügen. Seine Verwirrung gieng so weit, daß er auf mehrere Fragen die Antwort völlig schuldig blieb, und daß er in sich selbst fest überzeugt wurde, man könne ihm unmöglich sein Gewebe von Unwahrheiten glauben.

Noch haben wir eines Zuges zu gedenken, der sich aus dem Momente herschreibt, als Schäffer nach dem zweyten Verhöre vor Br. Keil zum erstenmahle

in das Arresthaus geführt wurde. Da die Nacht sich genaht hatte, und man für seine Sicherheit besorgt war, so wurde er in eines der sichersten Gemächer, das freylich eng, finster und schauerlich war, gebracht. Bey diesem Anblicke erschrack er, und kehrte sich stille fragend zu den Umstehenden. Man sagte ihm, dieses sey der Ort, wo noch vor Kurzem ein anderer Mörder, der berüchtigte Räuberhauptmann Fetzer *) seine letzte Tage zugebracht habe. Welchen Eindruck diese Worte auf ihn machten, zeigte sich in allen seinen Mienen. Er schlug seine beyde Hände wider Stirn und Augen, und rief mehrmahls mit gepreßter Stimme — Gott! wohin bin ich gekommen!!

Am folgenden Tage wurde das Verhör vor dem Commissaire Keil fortgesetzt.

Da Schäffers Gedächniß die verschiedenen sich durchkreutzenden Aussägen aus den vorherigen Verhören nicht treu mehr wiedergab, so vermehrten sich mit jedem Federzuge des Protokolls seine Widersprüche.

Der ganze Tag gieng abermahls mit inquiriren vorüber.

Ungeheuer war die Volksmenge, die sich in dem Höfe des Palais des Tribunals und ausserhalb demselben versammelte. Die Neugierde war gränzenlos — Schäffer war an diesem Tage in einem Wagen in das Palais gebracht worden. — Sein einziges Flehen war, daß man seine Priester-Ehre schonen und ihn

---

*) Siehe den 2. Theil der actenmäßigen Geschichte der Räuberbanden am Rheine. Cöln (bey Keil).

wieder darin zurücke ins Gefängniß führen lassen möchte; welches ihm auch der Commissaire verstattete.

Der Amtmann von Deutz verlangte unterdessen, da die Mordthat auf seinem Gerichtsbezirke begangen worden, daß der Beschuldigte ausgeliefert werden möge. Das Gerücht hievon verbreitete sich allenthalben, und man setzte, wie das immer zu geschehn pflegt, hinzu, der Fürst von Nassau Ussingen habe gedroht, den Mörder auf die Tortur werfen, ihm die Haut an den Vorder-Fingern abziehen und an dem Orte, wo das Verbrechen geschehen, lebendig rädern zu lassen. Der Auslieferung widersetzten sich aber die französischen Gesetze.

Schäffers schwankende Antworten im Verhöre, sein eigenes Bewußtseyn, daß man ihn auf zahllosen Lügen ertappt habe, sein verzweifeltes Benehmen im Kerker, seine immer höher und höher gestiegene Angst, der Anblick seines schwachen hinfälligen aufs Aeusserste angegriffenen Nervensystems, alles das zusammengenommen ließ voraussehen, daß, wenn man ihm keinen, nicht den geringsten Ruhepunkt lassen, immer stärker und lebhafter in ihn dringen würde, daß er dann die kleine Schranke, zwischen der Wahrheit des Hergangs, wie sie aus Zeugen Aussagen und allem resultirte und zwischen der Wahrheit, wie er sie selbst wußte, bald bald brechen, daß er die schwere Bürde, die auf seiner Seele lag, durch Eingeständniß abwälzen würde.

Der Commissaire Keil entschloß sich, durch diese Motive bewogen Schäffer in der Nacht noch einmahl anzugehn, ihn auf geistige Folter zu bringen, und so die That von seiner Seele zu winden. Zu gleicher Zeit

requirirte er bey dem Amte in Deutz die Ausgrabung der schon halb modernden Körper, um Schäffer den folgenden Morgen an sie hin zu führen, wenn es ihm in dieser Nacht nicht gelingen sollte, ihn, den Beschuldigten, zum Eingeständnisse zu bewegen. Diesen fürchterlichen Auftritt hätte Schäffer bey seiner damahligen Stimmung, wenn ihm dabey ins Herz gesprochen worden wäre, nicht ausgehalten, ohne der Wahrheit das schuldige Opfer zu bringen. So hat er sich nachher selbst gegen den Commissaire geäussert.

Es war schon tief in der Nacht, als Schäffer aus seinem finstern Gemach durch die schauerliche Stille des Arresthauses in ein schönes hell erleuchtetes Zimmer des Concierge geführt wurde. Seine Phantasie war vielleicht nie reger als in diesem Augenblicke. Sobald Br. Keil erschien, begann das Verhör. Dieser Beamte glaubte Schäffer erst erschüttern, erst erweichen zu müssen, ehe er von ihm Offenherzigkeit erwarten durfte. Er redete Schäffer zu, länger nicht die Justitz mit ersonnenen sich widersprechenden und also sich selbst auflösenden Geschichtchen zu höhnen, mit Aufrichtigkeit und Wahrheit den Hergang des Mordes zu erzählen — er zeigte ihm alle die Umstände, die lauter als sein Eingeständniß gegen ihn sprachen, er zeigte ihm sein Verdammungs-Urtheil in der Ferne, er fragte ihn, welche Milderungs-Gründe er in der Prozedur, wenn er einst Gnade suchen würde, anführen, welche Gunst man ihm als einem halsstärrigen verstockten Verbrecher angedeihen lassen könne, er erinnerte ihn, daß nur Aufrichtigkeit, die Schande, die er der Menschheit angethan, in etwas abwaschen werde, und suchte durch beredte Gründe auf sein Herz zu wirken.

Sehr richtig hatte der Commissaire berechnet, daß Schäffers Geständniß um vieles erleichtert werden würde, wenn man ihn schnell über den Hauptpunkt selbst, ob er der Mörder gewesen wäre, hinausführte, dieses Factum als gewiß annehmen und nach weiter nichts fragen würde, als — warum er die That begangen habe? Des Commissaires einzige Frage war also nur diese und immer diese.

Zwey volle Stunden und drüber — während der Commissaire nicht aufhörte in ihn zu dringen, ihm die Ursachen alle, die ihn etwa zum Mord bewogen haben könnten, vorrief, und heftig in seine Seele sprach, — zwey volle Stunden kämpfte Schäffer mit sich selbst den fürchterlichsten Kampf, den wohl jemahls ein Sterblicher gekämpft haben mochte. Sein Entschluß die Wahrheit zu sagen rang mit dem vorgehabten Plane zu leugnen. Mit jedem Momente nahm seine innere Bewegung zu. Seine Sprache verlor sich, er stieß unarticulirte Töne aus, er weinte schwer, erdrückt gieng sein Athem, hoch herauf hob sich sein Busen. Er blickte bald den Br. Herstatt, bald den Br. Diepenbach, Secretaire des Commissaires, schweigend und mitleidflehend an. Er hoffte Trost und Rettung, aber sie schien ihm nur in offenem Bekenntnisse zu blühen. Lauter und immer lauter wurden die Töne, die sich seiner zermalmten Brust entrissen. Bis in die Gewölber des Gefängnisses schallte sein dumpfes Heulen. Seines Körpers letzte Kräften schwanden; er taumelte mit ineingesunkenen Knien umher, warf sich an die Wände hin, und umklammerte sie mit ausgespannten Armen. Konvulsionen zeigten sich in allen seinen Gliedern.

Aufs höchste ist itzt seine Spannung gestiegen, er wirft sich dreymahl zu den Füssen des Commissaires, umfaßt sie, und bricht endlich in folgende gewichtige Worte aus:

Ich bitte Gott und Sie um Vergebung! Sie haben eine der Ursachen errathen, — Verzweiflung!

Abgewälzt war es nun vom Herzen das große entsetzliche Geheimniß. Der Commissaire bath ihn sich zu fassen, ließ ihn zu sich setzen, und ersuchte ihn alle Umstände des Mordes anzugeben. *)

Hier also wären wir an einem lichten Punkte der Geschichte angekommen, und hier wäre eigentlich die Stelle, wo wir dem Leser die Details des Mords, wie sie aus Schäffers Eingeständniß und dem Zusammenhange des Ganzen sich ergeben, mittheilen könnten. Wir sehen uns aber genöthigt von einer ältern Epoche an auszuholen.

*) Der Beobachter verkündete am folgenden Morgen zuerst das in der Nacht geschehene Eingeständniß. Die Gewißheit, daß der Pastor Schäffer der Mörder sey, erregte in Cöln so allgemeines Interesse, daß an diesem Tage noch von dem gemeldetem Zeitungsblatte 500 Exemplare mehr als gewöhnlich vergriffen wurden.

In dem Elsaße anfänglich in Sennheim (Cernay) und nachher in Uffholz lebten seit der geraumen Zeit von sieben aufeinander folgenden ununterbrochenen Jahren die zwey Geschwister Barbara und Catharina Ritter, davon die eine, in die vierzig, die andere in die dreyßig Jahre alt war, in dem Hause des Schäffers, Pfarrers in Sennheim und denn in Uffholz. Treu und redlich hiengen sie an ihm, waren ihm auf das Innigste ergeben, und, was bey Weitem nicht ihr mindestes Verdienst war, besorgten seine Haushaltung mit Aufopferung ihres eigenen wenigen Vermögens.

Schäffer selbst kann nicht umhin ihnen das größte Lob beyzulegen. Er, der der Lügen eine so ungeheure Menge ausheckte, der alles Mögliche that, um das Schändliche seines Verbrechens von sich abzuwälzen, er wagt es nicht ein einziges Mahl, nicht mit einer einzigen Sylbe den beyden Schwestern irgend ein Laster irgend einen Characterzug, die beytragen könnten, sie in den Augen des Publicums herabzuwürdigen und somit ihren Verlust nachher weniger schmerzlich zu machen, beyzulegen.

Als Schäffer aus dem Elsaße in seine Heimath zog, um dort für immer zu bleiben, beschloßen die Schwestern ihm dahin zu folgen. So ungern er auch diesen Schritt gesehen haben mochte, so stand es doch nicht in seiner Möglichkeit ihn zu verhindern. Sie hat-

ten ihm einen großen Theil ihres Vermögens geopfert, und es war nun an ihm dieses Opfer dankbar zu erwidern.

Bevor die beyden Schwestern abreisten, verkauften sie — oder vielmehr Schäffer in ihrem Nahmen, denn auf ihn lautet der Contract — sowohl Effecten als auch ein Häuschen. Das Letzte, was ihnen übrig war. Und nun verließen sie auf immer das Land, in dem sie ihre ganze Lebenszeit zugebracht hatten, ihre Verwandte und Freunde, um einer fernen Gegend, deren Sitte, Gebräuche, Lebensart und Mundart ihnen durchaus unbekannt waren, entgegen zu ziehen. Sie verließen sie aus keinem andern Antriebe, als weil sie wohlmeinend und mitleidig ihr Glück an das Glück eines Menschen knüpfen wollten, den sie Jahrelang schon gepflegt und unterstützt hatten. Großer Gott, welcher Lohn ward ihnen für so viel Treue und Güte!

Schäffer hielt sich anfänglich in Aachen bey dem Bischofe auf. Dorthin begaben sich nun auch die beyden Schwestern. Sie wohnten im großen Martin, und lebten für ihr eigenes Geld. Abgesönderter von der Welt, verwaister konnte kein Anachorett leben, als sie in dem frohen freundlichen geselligen Orte.

Ihre Menschenscheue, ihr immerwährendes Stillschweigen, ihre Eingezogenheit, ihr geschmeidiges Unterwerfen unter fremden Willen, ihr modester Gang, ihre einfache prunklose veraltete Kleidung, ihr ganzes Wesen machte, daß man sie allenthaben für Nonnen hielt, und ihnen zugleich Mitleid und Zutrauen schenkte.

Niemahls und nirgends erschienen sie in Schäffers Gesellschaft. Seine besten Freunde wußten nichts von ihnen.

Endlich kam er nach Cöln. Auch sie verließen itzt Aachen und folgten ihm an den Ort seiner künftigen Bestimmung. Aus dem Postwagen, mit dem sie nach Cöln gereist waren, führte Schäffer sie in ein nahe gelegenes Gasthaus.

Einsam und still, wie sie in Aachen gelebt hatten, lebten sie auch hier. Beständig waren sie in ihrer Stube eingeschlossen, sprachen niemand, besuchten niemand und wenn sie etwa ausgiengen, so war es in die Kirche.

Vier Wochen lang führten sie ihr unbegreifliches isolirtes Leben, endlich machten sie Anstalt Cöln zu verlassen. Sie nahmen Abschied von ihrem Wirthe und — verschwanden.

Schäffer nahm sie zu sich in seine Wohnung, nicht aber, als ob er sie dort unter menschliche Gesellschaft gebracht hätte, sondern vielmehr um sie völlig und immer von aller Welt abzuschneiden. Er verbarg sie in dem weitläufigen Gebäude, er selbst brachte ihnen das Essen, sie mußten in seiner Stube schlafen.

Eine Layenschwester, die in der Pfarreywohnung (einem ehemahligen Kloster) geblieben war, und Schäffer aufwartete, erinnerte sich, in den ersteren Zeiten die beyden Schwestern aus dem Elsaße mehrmahls in die Pfarreywohnung gehn gesehen zu haben, jedoch niemahls bey Schäffer auf dem Zimmer. Seit den vier Wochen, die der Mordthat vorhergiengen, waren sie nicht mehr zum Vorschein gekommen. Schäffer hatte ihnen auf das Strengste verbothen sich vor irgend jemand zu zeigen, und die armen furchtsamen weiblichen Geschöpfe waren folgsam genug.

Es ist entsetzlich dem Leser die Ursache dieses ängstlichen Geheimhaltens, dieses Absönderns von aller Welt angeben zu müssen, — Schäffer gieng mit dem gräßlichen Plane schwanger sie zu morden. Um aller spätern Nachfrage nach den Unglücklichen den Weg abzuschneiden, um über die That selbst den undurchdringlichsten Schleyer zu werfen, darum war es, daß er sie mitten in einer großen Stadt auf unerhörte Weise zwey ganze Monate lang isolirte, daß er jede menschliche Spur, jede menschliche Hülfe von ihnen entfernte, sie gleichsam schon im voraus in dem Gedächtniße der Welt sterben, aus dem Kreise lebendiger Geschöpfe verschwinden ließ.

Unbegreifflich schien es Manchem zu seyn, daß die zwey Weiber aus diesem absichtlichen so lange Zeit währendem Geheimhalten, einem Geheimhalten ohne Gleichen keinen Argwohn geschöpft haben sollten. — Freylich läßt es sich auch nur durch Schäffers Verhältnisse zu ihnen, durch Schäffers Superiorität und Macht über sie, aus ihrem unbegränzten gegründetem Zutrauen, aus ihrem menschenscheuen Wesen und aus seiner künstlichen Heucheley erklären.

Welchen verruchten Plan Schäffers böser Genius ausgebrütet hat, wissen wir, aber was — was konnte ihn dazu vermögen?

Hören wir ihn selbst.

*) Ich hatte alles Mögliche für die beyden Weiber gethan, ich hatte das Essen für sie mir von meinem Munde erspart, und es ihnen gebracht, als das Geld

---

*) Eingeständniß-Protocoll vor dem Commissaire Keil.

aufgegangen war, und ich nicht mehr für sie bey dem Traiteur Kilian die Kost bezahlen konnte. Täglich quälten, zerrten und plagten sie mich eine eigene Haushaltung anzufangen, welches ich aber nicht konnte, da es mir an Geld gebrach. Täglich überhäuften sie mich mit Vorwürfen, daß ich sie in ein Land gebracht, das ihnen mißfiel, dessen Mundart, dessen Münze, dessen Sitte sie nicht kannten. Was sollte ich beginnen? Ich konnte sie nicht aus meiner Wohnung schaffen, da sie einmahl in Cöln waren, ich konnte sie noch weniger in meiner Wohnung lassen, wenn ich anderst nicht die Achtung meiner Pfarrkinder, die ich wirklich erworben hatte, verlieren wollte. Ich fürchtete das Gerede — den Vorwurf, ich hätte mir Concubinen mit aus dem Elsaß gebracht.

Wer immer diese Motive des Schäffers hörte, und dagegen sein Bubenstück abwog, schüttelte bedeutend den Kopf und behauptete: Wenn Schäffer auch etwas Wahres in seine Erzählung eingeflochten habe, so läge hier noch ein größeres Geheimniß zum Grunde. Aber worin es bestehen sollte, lag noch im Dunkel. — Zu seiner Zeit wird sich das sphyngische Räthsel lösen.

Soviel scheint einmahl factisch richtig zu seyn, daß Schäffer von den beyden Weibern — sobald sie einmahl in seiner Wohnung sich befanden — ernst und öfters angegangen wurde, eine ordentliche Haushaltung zu beginnen, und ihnen Pflege und Unterhalt — wozu er aus mehr als aus einem Grunde verschuldet war — zu verschaffen.

Aber wo sollte er das hernehmen? Die armen Weiber, deren letzte Pfennige dahingeflogen waren, die für das im Elsasse verkaufte Häuschen nur noch Papiere in

Händen hatten, waren nicht im Stande ihn zu unterstützen, so gern sie es auch gethan haben würden, und so oft sie ihm auch in ihrer Heimath Hülfe geleistet hatten.

Schäffer war, wie wir wissen, kein Haushalter, und so mit Schulden überhäuft, daß ihm nicht einmahl Stühle, Tische und Bette, die er in seiner Wohnung hatte, eigenthümlich zugehörten.

Seine schlimme Lage zu verschlimmern, waren zwey alte hinfällige Weibs-Personen in dem zur Pfarrey umgemodelten Kloster geblieben. Fußfällig und weinend flehten sie gleich Anfangs den neuen Pfarrer an, sie doch an einem Orte, wo sie so viele — viele Jahre durch gelebt hatten, die wenigen Reste ihres Lebens zu lassen, und er mußte um nicht bey seinen Pfarrkindern in den ersten Tagen als ein Unbarmherziger angesehen und verschrien zu werden, einwilligen. Ihm, auf dem bereits der Last so viel lag, der der Mann nicht war, gesunde Mittel aufzusuchen, um sich unter ihr zu erheben, konnte nichts drückender seyn, als diese Anwesenheit.

Die beyden Schwestern aus dem Elsasse, die seine zerrüttete Umstände — aber nicht in ihrem ganzen Umfange — kannten, machten ihm der alten Personen willen Vorstellungen, und drangen in ihn, sie zu entfernen. Von Tag zu Tag wurden sie ungestümmer. Er aber tröstete sie, und brütete indessen an seinem Vorhaben.

Sie hatten in Achen noch ihre beßten Effecten, die etwa 900 Fr. (300 Reichsthaler) werth seyn mochten. Schäffer — ob er vor Ausführung des Verbrechens sich etwa schnell noch in deren Besitz setzen wollte? — Schäffer entschloß sich dahin zu reisen, und sie nach

Cöln zu bringen. Da die beyden Schwestern aber bisher dort abgesondert von aller Welt gelebt hatten, und es sein Plan heischte, daß sie auch künftig nicht dort gesehen wurden, mit Niemand, wer es auch sey, Umgang haben sollten, so nahm er sie mit sich, jedoch nicht bis Achen, sondern nur bis nach Düren. Hier ließ er sie im Wirthshause des Br. Engels zurück, vollendete seine Reise, hohlte die Effecten, und nahm denn die Weiber von Düren aus wieder mit nach Cöln.

Um nicht in so ganzer großer schändlicher Schwärze darzustehn, hat Schäffer in dem Verhöre seines Eingeständnisses, über die Epoche, in der er den ersten Mordgedanken gefaßt haben will, noch den mildernden Umstand beygefügt: „Erst einige Tage vor der That selbst, sagt er, hat mich die Aeltere wieder angegangen, doch einmahl eine ordentliche Haushaltung zu beginnen und sie zu ernähren. Ja sie gieng so weit mir zu drohen, daß sie mich im Weigerungs-Falle vor Gericht ziehen würde. Nun war meine Verzweiflung aufs Höchste gestiegen. Prostitution, Absetzung stand mir vor Augen, kein Geld hatte ich, keinen Freund wußte ich, der mich unterstützen würde. Da, da war es, als ich auf den verzweifelten Entschluß gerieth.“

Wenn diese Thatsache gegründet wäre, so wird man fragen, zu was Ende das sieben Wochen lange Einsperren, Geheimhalten, Verschwindenlassen der Unglücklichen?

Ist man nicht eher berechtigt zu glauben, daß schon seit dieser langen Zeit das abscheuliche Bubenstück in seinem Gehirne ausgeheckt lag, daß es in dem Momente seine unglückliche Existenz erhielt, als er begann die

beyden Schwestern allen menschlichen Augen zu entziehen?

Noch wäre es freylich möglich, daß Schaam, vor seinen Pfarrkindern als ein Mann zu erscheinen, der aus seinem ehemahligen Wohnorte sich Geliebte mitgebracht hätte und unterhielte, ihn zu dem so sorgsamen Geheimhalten bestimmt habe, und also doch erst der Plan zum Morde später entsprungen seyn könnte, besonders, wenn man dabey die Verhältnisse, in denen Schäffer zu den beyden Weibern stand, in Erwägung zieht. Zur Ehre der Menschheit mag der Leser annehmen, daß es sich so verhielt, daß keine so verderbte Natur unter Adams Kinder gefunden wird, um über der Ausführung eines zwiefachen Meuchelmordes zwey Monde lang zu sinnen.

Endlich, endlich naht sich die schwarze verhängnißreiche Stunde.

Der 19. Fructidor 11. J. — (6. Sept. 1803) ein Dinstag war der blutige Tag, den Schäffer zur Vollbringung seiner That auserkohren hatte. Wenn man bedenkt, daß an diesem nehmlichen Abende in Deutz (Cöln gegenüber) die große Feyerlichkeit vorfiel, daß Schäffer bey seiner Rückkunft nach der That auf den Lärmen des Festins, und die Gelegenheit während der Illumination und dem Jubel in später Nacht unbemerkt über den Rhein wieder nach Cöln zu kommen, zählen konnte, so finden sich wahrscheinliche Ursachen, warum er just diesen Tag nach einem zwey Mondenlangen Schwanken und Zweifeln ausgewählt haben mag.

Er selbst will uns glauben machen, daß das alles nicht so vorausberechnet gewesen. Es war am Dins-

tag, sagt er, als mich die ältere Schwester Morgens in aller Frühe aufs Neue plagte, doch einmahl zu gehen um Möblen für die Haushaltung zu kaufen, ich versprach ihr, daß wir noch am nehmlichen Tage zu diesem Ende nach Bonn reisen würden, und so kam es, daß es just auf den Dinstag fiel.

Mehr als einmahl hat Schäffer offenherzig die Art erzählt, wodurch er die Unglücklichen aus Cöln gelockt, daß er ihnen nehmlich vorgespiegelt hätte, in Bonn wolle er Effecten kaufen, und sie sollten dabey zugegen seyn.

Wo ist je eine menschliche Handlung — war sie auch noch so groß und erhaben oder noch so niedrig und schlecht — begangen worden, in die der Zufall nicht eingegriffen und auf ihre Folgen gewirkt hätte? Das Verhängniß wollte es, daß just den nehmlichen Dinstag der würdige Bischof in Cöln sich befand, und gegen Morgen abreiste. Schäffer war in der Frühe bey ihm und nahm Abschied. Diese ganz zufällige Handlung verspätete seine Abreise. Wäre der Bischof nicht in Köln gewesen, so erklärt Schäffer selbst, so wäre meine Abreise mit den Weibern früher, die Ermordung an einem weit entferntern Orte geschehen, und ich nie entdeckt worden. *)

Von dem Bischofe begab sich Schäffer an die Expedition des Paulischen nach Bonn fahrenden Postwagens, und verlangte Billets für drey Personen, und zwar nicht bis nach Bonn, sondern gleich anfänglich nur bis Wesseling. Man bemerkte ihm, daß

*) Eingeständniß-Protocoll.

man nur Plätze bis Bonn selbst bestellen könnte. Wohl, sagte er, so gebt mir drey Billets für Bonn.

Da er so eben von dem Bischofe gekommen war, trug er noch seinen langen Seminaristen-Rock. Wie viel diese Auszeichnung nachher zu seiner Entdeckung beytragen würde, hat er bey all' seiner Vorsicht, bey all' seiner Vorherberechnung nicht ahnden können; aber wo ist auch der durchschauende allesumfassende Geist, der aus jedem nichtig scheinenden Dinge die wichtige Folge vorauswissen kann?

Vor seiner Abreise sagte er zu der Magd, er werde seinem Bruder entgegenreisen.

In seiner schwarzen Seele hatte er die Art des Ermordens schon abgewogen, und den gräßlichen Entschluß gefaßt, die Unglücklichen mit einem Messer abzuschlachten. Er nahm eines seiner Tisch-Messer mit, und wickelte es, um sich nicht damit zu verletzen, sehr sorgsam in Papier dreyfach und vierfach ein.

Und nun — nun, es war gegen Mittag, führte er seine Schlachtopfer durch die Kaplaney ungesehen aus seiner Wohnung gegen das Bönnische oder Severins-Thor zu, durch welches der Paulische Wagen passiren mußte.

Aus allem ergibt sich, daß er, soviel es ihm möglich war, den Schein anzunehmen suchte, als ob er nicht zu den zwey Schwestern gehöre; aber das gieng nicht immer an. Bey der Schüchternheit der Weiber, bey ihrer Unbekanntheit in Stadt und Land, bey ihrer Abhängigkeit von ihm, war es oft der Fall, daß er sie vertreten mußte, und so zernichtete dieses alles Künstliche seines Planes wieder von selbst, brachte auffallende

Handlungen zur Welt, und legte den Grund zu seiner Entdeckung.

Schäffer wollte, wie gesagt, unterwegs nicht zu den beyden Schwestern gehören — oder doch so wenig als nur möglich. Er stieg zu dem Ende nicht gemeinsam mit ihnen sondern allein und zwar an dem Badorffschen Hause in der Severinsstrasse in den Wagen. Nahe am Thore erst erschienen die beyden Schwestern. Sie saßen ruhig auf einem Steine. Schäffer ließ den Wagen halten und sie stiegen auf. Wie wir bereits bemerkt haben, so hatte er für drey Personen Plätze im Wagen bestellt, bezahlt und die Billets auch dem Postillion vorgezeigt. Seltsam kam es jedem vor, daß Schäffer die zwey Weiber, die doch das Recht hatten in dem Innern des Wagens zu sitzen, ausserhalb demselben plasirte, ja daß er eine Frau, die nur ausserhalb dem Wagen sitzen durfte, hereinnahm um diese zu entfernen. Keinen bestimmten Zweck konnte er damit haben. War es etwa Furcht vor dem Anblick des Gegenstandes seines künftigen Verbrechens?

Die Art, wie Schäffer sich auf dem Postwagen während der Fahrt nach Wesseling benahm, konnte einem denkenden Beobachter anderst nicht als höchst auffallend seyn. Sein Gespräch war verwirrt und verrieth seine innere heftige Seelenbeschäftigung. Als man ihn unter andern fragte: ob er zu Cöln wohne, verneinte er es; ich werde bald dahinziehn, sagte er. Die zwey Unglücklichen saßen still ruhig in sich gekehrt da, gleichsam als ob sie den nahen Tod ahndeten, als ob sie wüßten, daß sie ihm nun nicht mehr entgehen könnten, daß das Loos unwiederbringlich über sie geworfen seye.

Itzt kam der Postwagen in Wesseling an und hielt still. Von hier aus war es, wo Schäffer die Unglücklichen vom Wege ab und zur Blutstätte führen wollte. Die Passagiers stiegen sämmtlich aus und traten in die Stube. Auch Schäffer war unter diesen. Die beyden armen Weiber allein wagten sich nicht in das Innere des Zimmers, sie setzten sich still, ohne kaum den Muth zu haben eine Sylbe zu sprechen, in das Vorhaus. Schäffer vagirte in der Stube auf und ab, begehrte Wein, begehrte Caffee, aß, trank und ließ es sich wohl seyn, während jene, ohne das Geringste zu verlangen, auf ihrer Stelle blieben. Man erkundigt sich bey ihm: wer die zwey sonderbar gekleideten Frauenspersonen seyen. Er nimmt die Miene an, sie nicht zu kennen; wahrscheinlich Nonnen, sagt er. Endlich wurde der Postwagen expedirt, und die übrigen Reisenden traten ihren Weg weiter nach Bonn an. Das Zimmer wurde nach und nach leer, und niemand war mehr darin als er. Itzt erst wagten es die zwey Unglücklichen einzutreten um ihren Gebiether zu fragen, was sie nun thun, wohin sie gehn sollten.

Schäffer hieß sie vorausgehn und sagte ihnen, daß er ihnen bald nachkommen würde. Sie folgten schweigend seinem Befehle. Sobald sie weg waren, wendete er sich zu jemand in dem Wirthshause und fragte: Ob er hier übernachten könne. Als man es ihm bejate, erklärte er, daß er itzt irgendwo hingehn und vielleicht wiederkommen würde.

Zu welchem Entzweck er diese Frage gethan haben mogte, ist nicht zu enträthseln. Wollte er in der That zurückkommen? oder vielmehr die Gelegenheit des Festes in Deutz benutzen und noch diese Nacht wieder nach

Cöln? — Seine Frage und Erklärung war nicht allein zwecklos, sie war sogar ihm höchst schädlich, wenn er nicht zurückkommen und man später hernach, von der Ermordung der zwey Weiber, in Wesseling Kunde erhalten würde.

Es war beynah fünf Uhr, als er das Wirthshaus verließ, und den beyden Unglücklichen nacheilte. Unweit der Krone hohlte er sie ein. Er nahm mit ihnen den graden Weg nach dem Gestade des Rheins.

Seine Absicht war den schändlichen Mord jenseits des Stromes auf deutschem Gebiethe zu vollbringen. Hiezu bewog ihn die Zuversicht nicht entdeckt werden zu können. — Daß ihn dieser Umstand einst vor der Competenz des gefürchteten Special-Gerichts schützen würde, daran mag er wohl nicht gedacht haben.

Es war ihm ein Leichtes die Weiber zu überreden, sie müßten um nach Bonn zu kommen den Rhein passiren, sie waren der Gegend völlig unkündig, hatten immer einsam entfernt von allem Umgange gelebt, wußten die Lage von Cöln so wenig, daß ihnen selbst der Ort Deutz, den sie doch dort im Angesichte hatten, dem Nahmen nach fremd war, wußten nicht, ob der Rhein so oder so ströme, ob sie den Thal oder Bergweg genommen hatten; es war ihm so leichter, da sie nicht den mindesten Argwohn nicht das kleinste Fünkchen von Verdacht gegen ihn', der ihr Freund — ihr Schützer — ihr Seelsorger — war, hegten. Eher hätten sie wohl den Umsturz des Weltbau's als die schändlichste aller Verrätherevyen geahndet.

An dem Ufer des Rheins fand sich ein Nachen, und mit diesem setzte Schäffer und die beyden Un-

glücklichen über. In der Seele des Bösewichts arbeitete es während diesem auf das Fürchterlichste. Seine innere Bewegungen seinen Kampf zu verbergen, setzte er unaufhörliche Fragen an den Schiffer, aber sie waren alle so, daß der unbefangene schlichte Mann bey sich selbst auf den Gedanken kommen mußte, der Fremde müsse von Sinnen seyn. Nicht minder auffallend war dem Schiffer das Benehmen der beyden Weiber, davon die Aelteste, während der Ueberfahrt selbst neben ihm gesessen hatte. Stumm und still, wie leblose Bilder, saßen sie da, und schienen in die tiefste Traurigkeit versenkt zu seyn. Wenn man an Ahndungen glauben könnte, so würde man leicht in Versuchung gerathen, anzunehmen, daß ihnen das Bild des schrecklichen Todes, der sie erwartete, bevorgestanden habe.

Die völlige Verwirrung, die in Schäffers Seele vorgieng, zeigten, wie gesagt, mehrere schnell sich drängende unzusammenhängende Fragen, die er an den Schiffer richtete. Bald erkundigte er sich, ob das Marktschiff von Neuwied passirt sey, er habe Effecten darin; bald, ob es an Deutz lande u. s. f. Wahrscheinlich geschah dieses alles, um die beyden Schwestern irre zu führen.

Itzt landete man.

Schäffer will uns versichern, erst auf dem Rheine selbst während dem Ueberfahren bey dem Anblick der dicken hohen undurchsichtigen Weiden-Sträuchen längst dem jenseitigen Ufer auf den Gedanken gerathen zu seyn, hier — hier den Schauplatz der blutigen That zu errichten, und seine Aussage gewinnt durch folgenden Umstand einige Wahrscheinlichkeit.

Sobald Schäffer nehmlich an das Ufer gekommen ist, und den Nachen verlassen hat, setzt er die Frage an den Schiffer, wohin der Weg nach Deutz *) gehe. Dieser antwortet: Er gienge durch das Dorf Langen. Schäffer kommt nun mit der zweyten Frage zum Vorscheine, ob auch durch die Weiden der Weg dahingehe, und zwar mit dem bedeutenden Zusatze: durch solche Weiden. Der Schiffer antwortet ja, doch setzt er hinzu, riethe er nicht, diesen Weg, einzuschlagen, indem er weit umführe, und man sich irren könne.

Um den Schiffer von der Spur abzubringen, und ihn über den Weg, den er nehmen wollte, so wie über seine Absicht in Ungewißheit zu setzen, erkundigt er sich nun auch nach dem Wege auf das Pützchen — (ein bekannter naheliegender Wallfahrts-Ort.)

Endlich — endlich rückt Schäffer mit der wichtigen Frage heraus, ob wohl diese Nacht der Mond aufgehe, und zu welcher Stunde.

Itzt — es ist sechs Uhr — entfernt er sich.

Keinen augenfälligeren Beweis von Schäffers ängstlichem verwirrten unbegreiflichen Benehmen während dem Uebersetzen über den Strom kann man wohl finden, als jenen, den der Schiffer liefert. Dieser Mensch, der gewiß an nichts weniger gedacht haben mogte, als daß derjenige, den er itzt übergeführt hatte, einen Mord-Anschlag gegen die Weiber in seiner Seele hin- und herwälze, war gleichwohl so sehr durch Schäffers

---

*) Man vergesse nicht, daß die beyden Weiber den Nahmen Deutz nicht kennen und sich nicht anders denken konnten, als daß dieser Ort nahe bey Bonn, dem sie zueilten, gelegen seye.

Betragen aufmerksam geworden, daß er, wie bereits oben erwähnt wird, als er die seltsame Ueberfahrt zu Hause erzählte, ausrief: Gott gebe, daß die beyden Frauens-Personen mit dem Menschen glücklich an Ort und Stelle ankommen!

Zur Ausübung der That ist es noch zu frühe. Schäffer führt die beyden Unglücklichen von Lülsdorf (Wesseling gegenüber) an den Weiden vorbey.

Der Weg, den sie einschlagen, geht also wieder nach Cöln zurück, nur auf der andern Rheinseite; die beyden Schwestern stehen aber im Wahne, er führe nach Bonn.

Von Lülsdorf kommen sie an einen Kreutz-Weg, Tönnes-Känntchen genannt; ein Pfad führt nach dem Dorfe Langen, der andere in die Weiden an den Rhein. Hier — hier ist es, wo die Unglücklichen zum letzten Mahle ein menschliches Wesen erblicken; ein Mädchen, das mit Futter vom Felde kommt.

Die Aelteste der Schwestern geht voran — einige Schritte hinter ihr die Jüngere — Schäffer folgt etwas weiter hinten nach.

Die älteste Schwester spricht das Mädchen an, und fragt, wohin der Weg gehe, auf dem sie sich befänden. Das Mädchen antwortet: nach Langen. Und dieser fragt Schäffer, auf den zweyten deutend; nach den Weiden, erwidert das Mädchen.

Die beyden Schwestern bleiben in dem Wege nach Langen. Schäffer folgt ihnen auch hier nach.

Es ist fast unmöglich, in der Geschichte weiter zu gehn, ohne über menschliches Verhängniß und Bestim-

mung eine Reflexion zu machen. Nur eine einzige Frage, die so ganz natürlich in der Lage der Sache gewesen wäre, und die man erstaunt ist, nicht gemacht zu finden, nur eine einzige Frage, die die unglücklichen Weiber in Wesseling, auf dem Rheine, oder hier am Tönnes-Käntchen an die Leute, die sie zu Gesicht bekamen, gerichtet haben würden; die Frage: Ist denn das auch der Weg nach Bonn? und — Schäffers ganzer Betrug, seine Bosheit, seine Verrätherey wäre unfehlbar ans Licht gekommen; aber anders hatten es einmahl die Parzen gesponnen.

Auf dem Wege nach Langen haben wir die Weiber und Schäffer gelassen, aber auf diesem sollen sie nicht bleiben. Der Bösewicht, lechzend nach dem Blute der Unschuldigen, hatte die Weiden zum Orte des Verbrechens ersehn. Er weiß die gutherzigen leicht zu bethörenden weiblichen Geschöpfe durch Vorspiegelungen von dem graden Wege zurück und an das gebüschreiche Ufer zu locken. Sie folgen ihm geduldig in ihr Verderben.

Schon aus dem, was wir über Schäffers Benehmen im Schiffe gehört haben, können wir auf seine itzige Seelen-Stimmung schließen.

Die Nacht ist angebrochen, es wird späte und immer später. An den dicken schwarzen Weiden zieht der Toden-Zug langsam dahin.

Beynahe anderthalb Stunden währt die schreckliche Reise. Schäffer ist in unbeschreiblich fürchterlichem Kampfe mit sich selbst, aber sein guter Genius ist von ihm gewichen, Gedanken der Hölle umschweben ihn. Gleich unter Zündorf werden die Weiden so dicht, so

undurchdringlich, daß auch bey lichtem Tage hier ein Frevel ungesehn von Menschen-Augen, ungehört vor Menschen-Ohren begangen werden kann. Drey Schritte nur von ihnen fließt der Strom. Hier — hier geht Schäffer — denn noch immer scheint er zu kämpfen, will noch immer nicht die That der Mitternacht beginnen, sucht noch immer Aufschub — ruhig vorüber.

Endlich gelangt er mit seinen Schlacht-Opfern an die Schrecken-Stelle.

Sie liegt hundert Schritte vom Rheine, der sonst bey größerem Wasser an ihr grade vorüberströmt, in einer kleinen Vertiefung. Mehr nicht als dreyhundert Schritte von ihr auf der Höhe liegt das erste Haus des Oertchens Poll, von dem sie den Nahmen Poller-Weiden trägt. Ihr grade gegenüber am diesseitigen Ufer des Rheines liegt die schöne Mühle des kölnischen Kaufmanns, Br. Huybens. Nur noch eine halbe Stunde, und man ist in Deutz, das man sowohl, wie einen Theil von Cöln von dort aus erkennen kann.

Hier sind die Weiden licht und hell, und währen nur noch einige wenige Schritte, wo sie sich endlich völlig verlieren, und man auf die freye Ebene vor Deutz kömmt.

Schäffer muß hier sein Verbrechen vollbringen, oder — völlig aufgeben. Er sieht das offene Feld vor Augen, er erblickt Deutz, er erblickt Cöln. Geht er auch diesem Gebüsche, wie allem vorigen vorüber, so kömmt er mit den beyden Schwestern an dem so nahen Deutz an, so finden diese die bekannte Kirchthürme Ubiens wieder, so ist sein Plan nicht allein auf heute vereitelt, er wird entlarvt, und auf die Zukunft ist er

verloren. Hier — hier sag' ich, muß Schäffer sein schwarzes Werk vollbringen.

Und hätte er erst die ganze Unsicherheit der Stelle einsehen können! — An diesem Orte ist es, wo gewöhnlich oder doch öfters bey schweigender Nacht jenseitige Contrebandiers lauren, sich in die Weiden verbergen und ihr stilles Gewerbe treiben. An einem Tage, wie dieser war, wo alles Deutz und dem Feste zuströmte, und die Aufmerksamkeit der franz. Zoll-Soldaten auf Deutz gerichtet seyn mußte, scheint es fast wunderbar zu seyn, daß kein Contrebandier um eben diese Stunde hier herum sich aufgehalten hat.

Aber es war über den Sternen beschlossen, daß Schäffer seine That ungestört vollbringen, und daß sie auf eine andere Art entdeckt werden sollte.

Wenn Schäffer in seinem Eingeständnisse, worin er den Schleyer von der in der grausenhaften Mitternacht verübten That hob, durchaus reine Wahrheit erzählt, wenn er nicht hie und da Localität und Umständen widersprechende Dinge ausgekramt hätte; wer würde seiner Aussage in einem dunkeln unbeleuchteten Pfad nicht gefolgt, nicht jede seiner Sylben unbeschränkt angenommen haben? Aber er, der nirgends ganz treu nirgends ganz wahr ist, kann auch hier nicht einzig als Zeuge seiner Handlung auftreten, und eine gegründete Meinung umstoßen.

Bis zur Mitternacht währt in Deutz der Jubel. Allgemein ist die Illumination, und auch die entlegensten Häuser sind erleuchtet. Dieses kann man in den Poller-Weiden nur zu gut erkennen. Aus den größten Gasthäusern in Deutz, aus dem Prinzen Carl und an-

dern ertönt Musik. Bey der stillen jeden Schall fortpflanzenden Nacht kann man die Töne an eben dieser Stelle hören. Zum letzten Mahle erfreut also Musik das Ohr der Unglücklichen. Sie glauben nun nahe dem Orte ihrer Bestimmung nähmlich in Bonn zu seyn. Schäffer bestärkt sie in diesem Wahne.

Ermüdet von dem drey Stunden langen mühsamen Wege, ergötzt vielleicht von dem Anblicke der hin und her flimmernden Lichter von der verloren herschallenden Musik, froh und vergnügt so nahe am Ziel der Reise zu seyn, setzen sie sich einen Augenblick nieder.

Wer kann es denken, daß in einem nur wenige Athemzüge von der Ausübung des doppelten Mordes entfernten Momente, wo die gräßlichen Anstalten dazu schon gemacht sind, daß da noch irgend ein sterbliches Wesen ruhig seine Pfeife aus der Tasche nehmen, sie stopfen, sie anzünden und rauchend auf und niedergehn kann; doch war es Schäffer laut seiner eigenen Aussage, der es that.

Gestehen zu müssen: und als ich die Pfeife ausgeraucht hatte, ergriff ich das Mordinstrument: so kahl, so trocken, so leer ohne vorhergegangenen Anlaß; die ganze Schändlichkeit, die darin lag, mogte wohl Schäffer in seiner Beichte gefühlt haben, denn er bringt nun psychologisch ein Triebrad ins Spiel. „Ich verrichtete meine Noth, sagt er, und verlor bey dieser Gelegenheit meine Uhr. Sie mogte wohl fünfzehn Louisd'or werth gewesen seyn. Dieser Verlust war es, der mich in Bewegung setzte."

Niemand ist, der etwas von einer goldenen Uhr, die Schäffer je besessen hatte, wissen will, niemand

hat ihn davon sprechen hören. Stundenlang hat man von Amtswegen nach ihr geforscht und die Gewißheit erhalten, daß er keine gehabt hat.

Wer sich die tiefen Falten des menschlichen Herzens zu seinem Studium gemacht hat, wird hier leicht den Faden finden.

Still und ruhig saßen die dem Tode Gewidmeten da, kein unfreundliches Wort entströmte ihren Lippen. Mit nichts hatten sie Schäffer beleidigt. Wie wäre es ihm auch bey der kältesten Bosheit möglich gewesen, so grade zu, ohne alle vorhergehende Ursache mit seinem Messer über sie herzufallen. Seine Seele suchte in sich selbst eine Feder, um die mörderische Faust in Bewegung setzen zu können. Er durfte nur vorschützen, etwas von Werth verloren zu haben, da war es ihm ein leichtes Zorn, Wuth zu erkünsteln, zu erzwingen, Vorwürfe zu machen, dreinzuschlagen, zu morden.

Wollte er vielleicht etwa noch die Weiber durch sein Mährchen von einander entfernen?

War er zu feig sie vereinigt anzugreifen? Hoffte er während sie zerstreut und im Suchen beschäftigt wären eine nach der andern erwürgen zu können?

Kaum hat er seinen Mund geöffnet und von dem Verluste der Uhr gesprochen, gelärmt und getobt, als die beyden Weiber gutmüthig und mit der Treue und Sorge, die sie immer gegen ihn gehegt, sich aufraffen und das Verlorne suchen. Sie sind nicht mehr als zwölf Schritte von einander getrennt. Die Jüngere etwas in den Weiden-Sträuchen selbst, die Aeltere gleich vorn am Anfange derselben.

Dieses, dieses wird der schreckliche der entsetzliche Moment.

Schäffer hat einen mehrere Zoll dicken Weiden-Prügel in der Rechten.

Zufällig will er ihn gefunden haben, aber nur zu wahrscheinlich hat er ihn Unterwegs unter dem Vorgeben zu etwaiger Vertheidigung bey der nächtlichen Reise abgeschnitten.

Auf Gottes weiter Welt ahnden die unglücklichen Weiber nichts Arges von dem Manne, der ihr Führer, ihr Freund, ihr Seelsorger, der durch das doppelte Band der Wohlthaten und der Freundschaft an sie geknüpft ist. Freude füllt ihre Seele am Ende der mühseeligen Reise zu seyn — ach sie waren an Ende der großen Lebensreise! — sorgsam und bekümmert suchen sie, was der schändliche Böswicht verloren haben will, da — da werden sie hingeschlachtet.

Mit seinem Weiden-Prügel schlägt Schäffer zweymahl wüthend auf den Kopf der Aelteren, die am Eingange in den Weiden sich befindet, daß sie sinnlos und betäubt zur Erde stürzt. Keinen Schrey keinen Laut gibt das arme Weib von sich. Schäffer wirft sich über sie her, ergreift sein Messer und schneidet — auf eine Art, die eine sanfte Sprache nicht Worte hat auszudrucken, denn kannibalisch teuflich ist zu gelinde — und schneidet ihr durch den Hals, daß das Blut aus allen Venen aus allen Arterien quillt, und sie auf der Stelle verscheidet.

Die Jüngere — ach sie war der eigentliche Gegenstand nicht, den er haßte, den er aus dem Buche der Lebenden vertilgt haben wollte! — hört und sieht nicht,

was mit ihrer Schwester vorgegangen. Sie ist im Sandchen innerhalb den Weiden begriffen, da stürzt Schäffer auf sie zu, es kam mir sehr schwer an, so sind seine Worte, es kam mir sehr schwer an, diese ums Leben zu bringen — schlägt sie nieder und macht sich mit seinem vom Blute der Schwester rauchenden Schlachtmesser an ihre Gurgel. Jämmerlich ist das Mordgeschrey, das sie erhebt, in der stillen Nacht so weitschallend, daß man sowohl in Poll als selbst diesseits Rheines in der Mähle ihre Stimme hört.

So, so ist sie also zur Hölle geschlichen die ruchloseste That, die je zur Mitternachtstunde traurig der Mond beschien.

Niemand kam aus Poll, niemand von der andern Rheinseite auf das Zetergeschrey zu Hülfe. Man deutete es für einen Lärmen der Contrebandiers, der sich nicht selten in dieser Gegend hören lassen soll. Auch wäre wohl jede menschliche Hülfe umsonst gewesen, denn die Gurgel war den Unglücklichen durch und durch geschnitten.

Der Mörder — oder unter welchem gelinderen Nahmen kann ihn der Leser noch nennen hören? — Der Mörder läuft nach der That an den Rhein, und wäscht sich die bluttriefenden Hände in dem Strome. Das Messer wirft er weit von sich in die Wogen des Flusses.

So schrecklich es in seiner Seele untereinander toben und stürmen mag, so hat er doch noch Kraft genug einzusehen, daß die Körper hier nicht liegen bleiben können ohne entdeckt zu werden. Er wagt es sie aufzufassen um sie in den hundert Schritte entfernten Strom zu schleppen, aber so schnell tritt die Rache in

die Fersen des Verbrechens! all seine Kraft ist in dem Vollbringen der That selbst erschöpft. Es gebricht ihm an Stärke die Leichen wegzutragen. — Kam u kaum hat er Macht genug sie in die Weidensträuche zu zerren, um sie so wenigstens vor dem ersten Anlaufe zu verbergen.

Er erzählt uns, und wir wollen ihm gerne glauben, daß in diesen schrecklichen Momenten eine nahmenlose Angst und Verzweiflung ihn ergriffen habe, daß ihm mehrmahls der Gedanken — sich selbst zu morden angeflogen sey, daß ihn endlich ein Grausen ergriffen und wie Wirbelwind von der Mordstelle gejagt habe.

Aber als ich fliehen wollte, fährt er fort, da fühlte ich einen Zentnerlast an jedem meiner Füsse. So gewaltig ich mich aufriß, so konnte ich doch nicht fort. Meine Knie krachten zusammen — ich fiel über jedes Steinchen, das mir im Wege lag.

Ueber die sonderbaren Spiele der Phantasie nach einem verübten großen Verbrechen hat uns die Geschichte so manches gesammelt. Auch wir können aus Schäffers Biographie eine Anectode beytragen.

So wie ich die Stelle verließ, wo die Ermordeten lagen, erzählt er, und dahin floh, siehe! da stand nur etwa fünfzig Schritte von dem Orte der That selbst ein Offizier mit einem strahlenden rothen Federbusche, an seiner Seite ein reich gekleidetes Frauenzimmer. Beyde sahen mich starr an, redeten aber keine Sylbe. Meine Angst verdoppelte sich, ich lief davon.

Man darf nur wenig die Localität kennen, um zu wissen, daß hier der Ort nicht ist, wohin etwa Spaziergänger — selbst wenn sie die Absicht hätten sich zu

isoliren — gerathen können. Um die angegebene Stunde entfernte sich wohl niemand aus Deutz am allerwenigsten an diese Stelle. Sollte übrigens jemand so nahe der Mordstelle gewesen seyn, das Zetergeschrey der Abgeschlachteten gehört haben, und — wenn ihn auch etwa gewisse Ursachen abgehalten hätten, sogleich zu Hülfe zu eilen — und wenigstens nicht bey seiner Zurückkunft in Deutz Lärmen gemacht haben?

Daß die ganze Erscheinung Wirkung der Imagination gewesen sey, vermuthet man, doch gibt es auch welche, die glauben, daß ihm in der That (aber in der Nähe von Deutz) ein verirrtes Pärchen aufstieß; seine Einbildungskraft aber, an kein Gesetz des Raums und der Zeit gebunden, ihm einen andern Ort einen andern Moment vorgespiegelt habe.

Zum größten Glücke für mich, so erklärt Schäffer, fuhr in dem nähmlichen Augenblicke, indem ich in Deutz ankam, die fliegende Brücke nach Cöln über den Rhein. Nur erst, als ich das diesseitige Ufer gewonnen hatte, nur da erst wurde es mir etwas leichter um das Herz.

Gegen ein Uhr des Nachts kam er in seiner Wohnung an.

Nieder zum Schlafe legte sich der Schändliche, aber kein freundlicher Schlummer nahte sich mehr seiner Liegerstätte. Die blutenden Gestalten schwebten vor seinem Geiste und schreckten ihn jedesmahl auf, wenn die erschöpfte Natur ihn zur Ruhe rief.

Schon am frühesten Morgen um sechs Uhr war er auf, verließ die engen ängstlichen Mauern Cölns und eilte auf das Thürnchen (ein am Rheine gelegenes Landhaus). Hier nahm er einige Flaschen Rheinwein zu

sich, um Kräfte für den bevorstehenden Tag zu sammlen. Aber lange konnte er hier nicht verweilen, seine Unruhe, seine innerliche Angst jagte ihn weiter.

Mit einer Kühnheit, die man nicht von ihm vermuthen sollte, die vielleicht aber auch das Resultat der höchsten Besorgniß war, wagte er es noch an diesem Morgen (Mittwochs den 7. Sept.) nach Deutz zu gehen. Es war, um an diesem Orte zu lauern, ob er nichts, was Bezug auf die Mordthat haben könnte, vernähme. Da alles stille, alles noch mit dem Jubel, den die Anwesenheit des neuen Landesherrn verursachte, beschäftigt war — so trieb er — soll ich's Raserey, soll ich's kaltblütige Bosheit nennen? — es so weit, grade auf die Mordstätte zuzugehn. Er war bereits in der Nähe, als er einige Schiffer am Ufer bemerkte, die, wie er glaubte, die todten Körper entdeckt haben müßten. — Neue Angst ergriff ihn, und er kehrte wieder nach Deutz zurücke.

An diesem Zuge können wir nicht vorübergehn, ohne eine Anectode, die darauf Bezug hat, mitzutheilen. — Während Schäffer im Gefängniße saß, besuchte ihn einst der Adjunct Fr. Herstatt in Begleitung des Maires von Neuß B. Jordans. Die Rede kam auf Schäffers Muth, dem Br. Herstatt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Miene nahm und zum Beweise anführte, daß er den Tag nach der That die Ermordeten noch einmahl aufsuchen konnte. Nicht wahr, Schäffer, setzte B. Herstatt in zweydeutiger Frage hinzu, und wenn sie an den beyden Weibern noch Leben verspürt hätten, so würden Sie noch einmahl das Messer ergriffen haben? Schäffer brach gleichsam bejahend in ein grinzendes abscheuliches Lächeln aus.

Unterdessen werden die Körper aufgefunden, und von der Obrigkeit in Deutz öffentlich zur Schau ausgelegt. Welcher Schrecken mußte sich seiner, wenn ihm nur noch ein Fünkchen Ueberlegung übrig war, bemeistern? — Erwartete er etwa, daß unter den vielen Tausenden, die die Körper zu sehen kommen würden, auch nicht ein Einziger sich finden könnte, der sie vorher gesehen hätte, der der Polizey von ihren vorigen Verhältnissen Nachricht ertheilen würde?

Vertrauend, wie er selbst erklärte, auf die Heiligkeit seines Standes, in dem man gewiß am wenigsten einen so ungeheuren Bösewicht vermuthen würde, blieb er.

Der 8. Sept. (21. Fruct.) kommt, ein Tag, der in der katholischen Kirche sehr feyerlich begangen wird, und Schäffer, der Mensch mit dem abscheulichsten Verbrechen beladen, ist es, der für Tausende, die in seine Kirche strömen, den feyerlichen Gottes-Dienst halten soll. Mit welchem Herzen, mit welchem Gefühle, er der Unwürdigste unter allen es wagen kann, seine Stimme, seine Augen zu dem Wesen zu erheben, das von seinem hohen Sternen-Throne herab die nächtliche That erblickt und abgewogen hat, läßt sich leicht denken.

Meister in der Verstellung und Heucheley begeht er an erwähntem Tage die Andacht auf das Festlichste. Er hält eine hohe Messe, und die Hände rauchend noch vom Blute zweyer Menschen wagen es das Allerheiligste zu berühren. Doch gab es Personen, die versichern, während der Ceremonie eine unerklärliche Verwirrung und Zerstreuung an ihm bemerkt zu haben.

Widersprochen wird von Leuten, die es wissen können, der verbreiteten Sage, als habe er der ermorde-

ten Körper erwähnt, und die Gemeinde angerufen, für sie zu bethen. Aber erwiesen scheint es allerdings zu seyn, daß er seine Pfarr-Kinder auffoderte, Gott um die Besserung eines verstockten Sünders anzuflehen.

Als er Nachmittags den Katechism mit den Kindern hielt — war es Erkenntniß seines Vergehens oder tiefe Heucheley? — Und für das Letzte spricht so Manches — wählte er oder kam er an das Geboth: Du sollst nicht tödten; und legte der Jugend in eifriger Ermahnung die ganze Schändlichkeit des Verbrechens an's Herz.

Schäffer betheuert auf das Heiligste, er habe seit der Mordthat jeden Tag gebeichtet, die große Sünde selbst aber verschwiegen, dagegen sich angeklagt, ein Verbrechen begangen zu haben, das unter die Reservat-Fälle des Bischofs gehöre. Ein neuer Beweis der Heucheley! — Soviel man auch nachgeforscht hat, nirgends bestätigte sich die Wahrheit dieser Aussage.

Einen Beweis will er liefern, daß er nach der That sein Verbrechen eingesehen habe, und dieser soll darin bestehn, daß er seinen Kaplan — der bey ihm beichten wollte — nicht angehört habe, weil er gefühlt, er sey ein größerer Sünder als jener; der Kaplan, Br. Dreesen, aber weiß nichts hievon.

Plötzlich schien für Schäffer die Hoffnung aufgegangen zu seyn, auf immer unentdeckt zu bleiben. Ihm ist nehmlich das allgemein verbreitete Gerücht zu Ohren gekommen — der Mörder, den man ausgeforscht habe, seye zu Deutz unter die kaiserlichen Soldaten ge-

gangen, und verschwunden. Nun, hoffte er, würde alle weitere Nachfrage erlöschen — und athmete zum ersten Mahle nach langer Zeit wieder frey.

So schrecklich es auch in Schäffers Seele aussah, so ehern war die Stirne, die er der Welt zeigte. Nur ein Beyspiel. Man erzählte einst in seiner Gegenwart, und ihn anredend, die grausenhafte Geschichte, und der Erzähler setzte hinzu: Gebe doch Gott, daß der verruchte Thäter entdeckt würde; kalt und ohne einen Zug zu verändern, hört Schäffer zu — und schließt mit einem einstimmenden Ach ja!

Die Beschreibung der Leichnähme und ihrer auffallenden Tracht wird itzt, wie oben bemerkt worden, in alle Zeitungen gesetzt. War es irgend eine geheime Fügung, oder was war es — wo immer Schäffer hinkam, an allen Orten wurde ihm dieses — grade dieses Blatt vor Augen gelegt.

Auf seiner Stube hatte er die sieben letzten Numern der kölnischen Zeitschrift des Beobachters liegen, diejenige fehlte aber, worin sich die erwähnte Beschreibung befand. Wollte er diese entfernen, um nicht mehr an die Ermordeten erinnert zu werden, oder wollte er das Blatt seinen Hausgenossen, die etwa die Personen erkennen mögten, aus den Augen legen?

Die Kisten mit den Effecten der beyden Unglücklichen standen bis itzt in dem Zimmer des Schäffers. Vielleicht, daß ihm dieser Anblick ein Gegenstand des Schreckens war, vielleicht aber auch, weil er allgemach an die Möglichkeit dachte entdeckt zu werden, kurz er bath seinen Kaplan die Kisten in seine Stube aufzu-

nehmen, welches dieser aber, obgleich weit entfernt etwas arges zu ahnden, ablehnte.

Den Tag, nach dem die Körper der Ermordeten, die allgemach in Fäulniß überzugehen anfiengen, in Deutz begraben worden waren, so erklärt Schäffer, an dem Sonnabende (den 11. Sept.) gieng ich mit Br. Kilian, bey dem die zwey Weiber logirt hatten, nach Deutz. Wir wollten die Körper besehen; aber sie waren schon begraben. — Wenn dieses Factum wahr ist, so springt die Ursache davon leicht an den Tag. Er wollte, wenn etwa Br. Kilian sie erkennen würde, den Erschrockenen spielen; er wollte in die Vaterstadt der Unglücklichen schreiben und ihren Tod melden können. Vielleicht aber wußte auch Schäffer schon, daß sie beerdigt waren. Die unglaubliche unbeschreibliche Geistesverwirrung, in der er sich seit dem Augenblicke der Ermordung befand, kann uns allein die Möglichkeit eines so zweckwidrigen Benehmens erklären.

Zehn Tage nach der Mordthat waren vorübergegangen, und schon schien das Publicum alle Hoffnung, den Thäter jemahls entdeckt zu sehn, aufzugeben, als sich plötzlich durch die Unbesonnenheit eines Einzigen, dem der Zufall einige Polizey-Geheimnisse zugeweht hatte, ein Gerücht erhob; es sey ein Geistlicher in Verdacht, der mit den Weibern im Postwagen nach Wesseling gewesen sey.

Dieses Gerücht war unter andern auch dem Kaplan des Schäffers zu Ohren gekommen.

Dieser hinterbrachte es seinem Pfarrer am Donnerstage — am Vortage des Verhafts — und setzte noch die Worte hinzu, die man auch ihm mitgetheilt

hatte, B. Keil solle geschworen haben, daß der Thäter binnen vier und zwanzig Stunden entdeckt und arretirt werden solle.

Diese Nachricht zermalmte Schäffer, aber zur Flucht konnte sie ihn nicht bewegen. Er war vielmehr so voll Zuversicht, so voll Vertrauen, daß ihn die Heiligkeit seines Standes gegen jeden Verdacht gegen jede Prozedur schützen würde, daß er, laut seiner eigenen Erklärung, nicht einmahl den braunen mit Blut gefärbten Rock zu verstecken für gut fand.

Der Freytag war für ihn ein Tag der unbeschreiblichsten Angst. Ohne Essen und Trinken zu sich zu nehmen, schwärmte er umher, war nirgends ruhig, lief über die Stadtwälle, hielt die Abends-Andacht halb ausser sich und ward — in Verhaft gezogen.

Soweit. — Und nun wollen wir zu jener Nacht zurückkehren, in der er nach schrecklichem Kampfe die gräßliche Mordgeschichte enthüllt hat.

Sowohl Keil als Herstatt erwarteten damahls, daß Schäffer, nachdem er die That selbst eingestanden, in Reue in Schmerz über das Vergangene zerfliessen, die unglücklichen Opfer seiner Wuth beweinen würde; aber nichts weniger als das — kalt, hart und gefühllos blieb seine Seele; auch nicht ein Fünkchen Reue war ihr abzugewinnen. Gleichgültig vorübergehend erwähnte er der Ermordeten, und selbst da, wo man von jedem auch dem verwahrlosesten Herzen ein menschliches Wort gehört haben würde, ließ er nur Selbstsucht, Tücke und Bosheit durchschimmern. — Was er

zu bedauren schien, war, daß der Bischof nicht früher abgereist war, daß er die Weiber nicht an einen ferneren Ort hätte führen, dort ermorden und so dem Auge der Justiz entgehen können. — Nur das Entdeckt worden seyn war, was ihn afficirte, was ihm die innere Angst und den Kampf abjagte.

Unbegreiflich war es ihm, wie man ihm doch — bey seiner, wie er glaubte, schlauen Auswahl der Mittel — auf die Spur habe kommen können. Die Unterredung, die in eben der Nacht zwischen ihm und Herstatt darüber vorfiel, verdient aus mehr als einem Grunde angeführt zu werden. Das ist doch äusserst sonderbar, rief Schäffer, wie haben Sie aber das alles ausforschen können? — Ein Werk der Vorsehung, erwiderte Herstatt. — Ja, entgegnete Schäffer, und seufzte aus der untersten Tiefe seines Busens, ja, wenn man solche Dinge erlebt, denn muß man wohl an eine Vorsehung glauben. *)

Noch schreibt sich aus jener Nacht eine Anectode her, die dem Psychologen vielleicht die merkwürdigste des ganzen Büchleins seyn wird.

Ueber des Mörders-Lippen war das Schreckens-Geheimniß noch nicht geschlüpft, seine Seele rang noch in nahmenloser Angst den fürchterlichen Kampf, als Her-

*) Diese Worte führt man jezuweilen an, um Schäffers religiöse Grundsätze verdächtig zu machen. Warum sollte man auch nicht in ihm einen vollendeten Böswicht vermuthen? Hat er nicht immer Moral und Religion zum Deckmantel seines verdorbenen Herzens genommen — konnte der an Vorsehung glauben, der ihrer in dem schändlichsten Beginnen spottete?

statt mit ihm im Gespräche, dessen Ziel kein anderes war, als ihm alle Umstände, die ihn zum Thäter proclamirten, ins Gedächtniß zu führen, in dem hellerleuchteten Saale auf und nieder gieng.

Zufällig fügte es sich, daß sie während des Umhergehens eine Wendung machten und grade vor einen großen Spiegel zu stehen kamen. Schäffer hatte bis itzt seine Blicke immer tief zur Erde gekehrt. Just in diesem Augenblicke erhob er seine Augen, und sah ganz unerwartet seine eigene Gestalt vor sich.

Mit einem abgebrochnen Laute prellte er drey Schritte zurück.

Der Anblick des Mörders, den der Spiegel zeigte, während ihn der Mund noch geheim hielt, dieser plötzliche Anblick war es, der ihn so heftig erschütterte.

Als Herstatt und Diepenbach dieses gewahr wurden, führten sie ihn halbgezwungen mit vorgehaltenen Lichtern vor das Glas. Wie? Schäffer! begann der Erste, und sie wollen noch läugnen, daß sie der Mörder gewesen sind? Erschrecken sie nicht vor ihrer eigenen Gestalt, wie vor einem Gespenste? *)

---

*) Eine andere Wirkung des Spiegels. — Ein gewisser Klein aus Cöln wurde wegen eines doppelten Meuchelmordes, der beynahe eben so gräßlich war als jener des Schäffers, zum Tode verurtheilt. Am Tage seiner Hinrichtung nur wenige Momente, ehe er zur Guillotine geführt wurde, bath er um die einzige letzte Gnade, daß man ihm einen Spiegel besorgen möge. Als man ihm denselben reichte, betrachtete er sich einige Augenblicke sehr aufmerksam, und er, der so kalt, so verhärtet vorhin war, schien erweicht worden zu seyn. — Klein kannte nur sein Ich in seiner äussern Form,

Das nächtliche Verhör währte bis nach ein Uhr.

Noch hatte es bis itzt Leute gegeben, die in Zweifel standen, ob wohl Schäffer auch wirklich der Thäter gewesen seyn mogte. Als aber am folgenden Morgen das erfolgte Eingeständniß ruchbar ward, zweifelte niemand mehr.

Unglaublich war die Erbitterung gegen Schäffer. Diese vermehrte sich durch die Sage, er seye ein Schüler und Freund des Eulogius Schneiders gewesen. So grundlos das Gerücht war, so allgemein wurde es doch geglaubt, weil man nicht annehmen konnte, daß er auf einmahl zu einem so hohen Grade von Bosheit gekommen wäre, und weil man einmahl alles Böse von ihm behaupten zu müssen glaubte.

Aus seinem Kerker schrieb Schäffer einen Brief an einen Kaufmann von Cöln, der ihn einst unterstützt, und mit Wohlthaten überhäuft hatte. „Verflucht schrieb er, verflucht seye die Stunde, wo die That verübt worden. Bitten sie Gott, daß er mir in dem heftigen Kampfe Beharrlichkeit gebe, damit ich nicht falle."

Welcher andere Mensch als ein Schäffer würde es gewagt haben, nach der Entheiligung seines Standes, nach so schnöde verdankten Wohlthaten seinem Bischofe, seinem Gönner noch vor die Augen zu treten, wen würde nicht das Gefühl der Schaam und

---

er war nie in sich selbst gestiegen. In dem Augenblicke, wo seine irdische Existenz aufhören sollte, prägte er sich noch einmahl seine Gestalt ein, um sie jenseits nicht zu verlieren. Sein selbstthätiges Ich konnte ihm keine Fortdauer haben, denn dahin war er nie gekommen es sich zu erzeugen.

Reue erdrückt haben. Schäffer betrug sich so feig, als er die wohlverdiente Strafe nahen sah, als er sich in Vollbringung seines Verbrechens feig betragen hatte. Von Angst ergriffen wagte er es den schwerbeleidigten Bischof um Schutz anzugehn, seine Sache, die Sache eines von der Menschheit verstoßenen ehrlosen Mörders zur Sache der Kirche und der Geistlichkeit machen zu wollen; als ob der, der Gottes heiligstes Gesetz so abscheulich mit Füssen trat, noch Anspruch machen könnte, dem Stande anzugehören, der Gottes Gesetze aufrecht zu halten sich bemüht.

Hier folgt der Brief:

„Mit zitternder Hand schreibe ich in diesem unglücklichen Augenblicke, in dieser meiner betrübten Lage an sie mein Wohlthäter *). Ich will, um ihr blutendes Herz nicht noch mehr zu verwunden, von der leider Gottes geschehenen Handlung keine Meldung thun. Der größte Sünder, der je auf Erden existirte, wirft sich Ihnen reumüthig zu Füssen, und bittet um Gnade um Vergebung. Deus peccatoribus vere pœnitentibus **) remittit, nec Reverentia vestra mihi peccatum meum tam grave et usque huc inauditum remittere recusabit.

Mein eignes Ich, der Verlust meiner Pfarrey, der Fall und Sturz meiner Familie, die Trauer meiner Freunde und Bekannten schmerzt mich zwar und gestattet mir keinen ruhigen Augenblick; allein die Beleidigung, die ich Ihnen, das Aergerniß, das ich durch meine unverzeihliche Handlung dem ganzen Clergé zugefügt, dieses, dieses zerreißt meine Seele, und bringt mich noch, wenn mir der allmächtige Gott nicht beysteht, zur Verzweiflung. Ich rufe zwar täglich und stünd-

*) Wer darf diesen Nahmen aufrufen? Er, der sich seiner so unwürdig gemacht hat?

**) Unter diese gehört doch wohl Schäffer nicht!

sich mit dem verlornen Sohne Pater peccavi, in coelum et coram te et non sum dignus vocari filius tuus. Doch was mich noch tröstet, ist dieses: Daß Gott nicht will den gänzlichen Untergang und das völlige Verderben des Sünders, sondern daß er Buß thue und lebe.

Ich will und muß mich zwar der Gerechtigkeit und ihren Gesetzen unterwerfen, was diese über mich verhängen werden; allein könnten Sie hochwürdigster Bischof! durch ihre mächtige Fürsprache bey der Regierung und bey dem ersten Consul es nicht dahinbringen, damit mir Gnade widerfahre und keine öffentliche Strafe über mich verhängt würde, daß die Todesstrafe, die ich zehnmahl verdient habe, in eine andere umgeändert würde.

Ich empfehle mich itzt mehr als jemahls in ihr frommes Gebeth, damit der Allmächtige mir in diesem traurigen Augenblicke in gegenwärtigem schweren Kampfe beystehe, und mir Standhaftigkeit verleihe, damit ich nicht in den schweren Versuchungen, denen jeder Sterbliche in solchen Umständen ausgesetzt ist, unterliege. Ich zähle, wiewohl ich es nicht würdig bin, auf ihre väterliche Hülfe, und vertraue nebst Gott, der mich bis dahin noch nicht gänzlich verlassen hat, auf ihren Beystand und verharre bis ans Ende ihr ganz ergebenster unwürdiger.

P. J. Schäffer.

Der Commissaire Keil, in seiner Eigenschaft als supplirender Sicherheits-Beamter, übergab die Prozedur in die Hände des Director der Geschwornen.

Den 7. Okt. (14. Vendem.) gab dieser Beamte, ohne Vorwissen des Commissaires Keil, Befehl zur Nachmittags-Zeit den Inquisiten in das Palais des Gerichtes zu bringen. Da Letzterer Schäffer versprochen hatte, daß er den Augen des Volkes sollte entzogen werden, so war ihm die Nachricht, daß Gen-

darmen da seyn, ihn gebunden durch die Straßen Cölns zu führen, ein Donnerschlag. Er bath, er flehte, er weinte. Die Gendarmen hatten Ordre ihn in diesem Momente zu bringen. Er verlangte, daß man ihm wenigstens einen Mantel geben möchte, worin er sich verbergen könnte. Der mitleidige Concierge wollte ihm den Seinigen leihen, aber man glaubte dieses als vorschriftwidrig nicht eingehn zu können.

Gefesselt die Hände mit eisernen Schrauben, wurde Schäffer bey einem ungeheuren Zusammenlauf des Volkes durch einen großen Theil der Stadt bis vor den Director der Geschwornen geführt. Er sah todtenbleich und unkenntlich aus.

Während des Verhöres wandelte ihn eine Ohnmacht an, und er mußte weggebracht werden.

Zum zweyten Mahle hatte er vor dem Director der Geschwornen alle Umstände des Mordes bekannt, aber itzt so wenig als vorher ein anderes Motiv, als jenes der Unmöglichkeit, die zwey Weiber länger ernähren zu können, angegeben.

Niemand war in Cöln, der nicht über diesen Punct des Eingeständnisses seine Zweifel, seine Vermuthungen hatte, sie laut werden ließ, und in Form Gerüchte mancherley Art in Umlauf brachte. Um der Verbindlichkeit Jemand ernähren zu müssen, einer Verbindlichkeit, die sich dazu auf kein positives Recht gründet, überhoben zu seyn — so war das allgemeine Raisonnement — darum schafft man doch eben nicht zwey Menschen aus der Welt. Und wenn man nun noch, wie Schäffer, eine einträgliche Stelle besitzt, mit der sich leicht eine ganze Familie ernähren läßt. — Zu großer

Schandthaten, wie die eines doppelten Meuchelmordes, gehören auch große mächtige Motive.

Während man sich so im Publicum mit hingeworfenen Sagen amusirte, ließ Schäffer ganz unerwartet den Commissaire Keil und den Adjunct Herstatt, welche Beyde, seit seine Sache dem Director der Geschwornen überantwortet war, nicht das Geringste mehr mit seiner Prozedur zu schaffen hatten, zu sich bitten: er habe ihnen wichtige Dinge zu entdecken.

Sobald sie erschienen waren, erklärte er ihnen, er habe seinem Beichtsvater die wahre Motive des Mords anvertraut, und glaube das Geheimniß auch in ihre Hände legen zu müssen; jedoch unter ihrem Versprechen bis nach seinem Tode das heiligste Stillschweigen darüber zu halten.

Als sie ihm ihr Wort gegeben hatten, begann er eine kurze Erzählung, *) deren Wesentliches etwa in folgendem bestand:

„Ich saß in Frankreich während des Schreckens-Systems mit mehreren verfolgten Priestern, hob er an. Hier lernte ich die Aelteste der beyden Ermordeten kennen. Meine Lage rührte sie, sie zeigte mir die zärtlichste Theilnahme, und unterstützte mich auf jede Art. Dieses edle Benehmen nahm mich für sie ein. Ich glaubte ihre Wohlthaten in Etwas vergelten zu müssen, und schloß mit ihr — es ist itzt beynah sieben Jahre — durch einen Privat-Contract eine heimliche Ehe, weder vor Priester, noch vor Municipalität. Das Weib folgte

---

*) Wir werden bald hören, wie er sie vor dem Criminal-Gericht zurücknimmt.

mir in meine Pfarrey im Elsasse, und war großmüthig genug, seine ganze Haabe, alles, was es besaß, mit mir zu theilen. Ich nahm späterhin auch die jüngere Schwester zu mir, und sie gieng mir mit Haus- und Garten-Arbeit an die Hand. Treu und redlich hiengen sie Beyde an mir. Sie wollten sich nicht von mir trennen, und folgten mir gegen meinen Willen in mein Vaterland. Los zu seyn einer verhaßten Verbindung, die mich — wenn sie je entdeckt würde — um Ehre, Stelle und Glück bringen mußte, entschloß ich mich die Aelteste zu morden. Schmerzhafter war es mir die Jüngere zu erwürgen, aber ich dachte, es ist besser, auch sie zu opfern, als entdeckt zu werden."

Warum Schäffer vor dem öffentlichen Gerichte nachher dieses Geständniß für ein Mährchen erklärte, läßt sich leicht denken. *)

Wir hegen nicht den mindesten Zweifel, daß, wenn Schäffer verehelicht war, er in seiner Pfarrey im Elsasse auf das verborgenste auf das geheimste in der Ehe gelebt hat. Die Strenge des Synodal-Beschlusses in der Diöcese des Ober-Rheins unter des würdigen Bischofs Bertholets Vorsitz bürgt uns dafür. Vermöge dem 3. Art. von den Pflichten der Geistlichen war es Schäffer nicht einmahl erlaubt, Personen des andern Geschlechtes bey sich zu haben, » qui seraient un sujet de scandale. » Die Synode führt den

---

*) Es verdient angemerkt zu werden, daß Schäffer, bevor er die obige Erklärung gemacht hatte, dem Commissaire Keil öfters betheuert hat, nie ein Mädchen berührt zu haben. Das nähmliche that er nach geschehener Verurtheilung zum Tode.

Geistlichen den 3. Canon. des Conciliums von Nicea ins Gedächtniß, sie erklärt diejenigen Geistlichen für ihres Standes unwürdig, qui provoqueraient *seulement des soupçons* de déreglement de leur part.

Diese Urkunde genügt, um elende Verläumdungen gegen einen würdigen Mann zu zerstreuen. Hatte Schäffer es gewagt, eine heimliche Ehe einzugehn, so war es wider Wissen und Willen seiner geistlichen Vorgesetzten.

Eben so natürlich es war, daß Schäffer in der Criminal-Sitzung, die über sein Leben und Tod entschied, die Mordthat leugnete, eben so natürlich war es, daß er die Motive, die die Mordthat um so wahrscheinlicher machten, verwarf. Daß er eben kein so großer Feind des Cölibats gewesen seyn mag, wie er uns glauben machen will, konnten nöthigen Falls mehrere bey ihm gefundene Abhandlungen für die Priester-Ehe, eine noch ungedruckte Skitze über ähnlichen Gegenstand, sein Lied an meine Zukünftige, und mehrere eben nicht unzweydeutige Gedichte erweisen; aber wir wollen uns nicht von unserer Laufbahne — der Procedur-Geschichte entfernen.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, Schäffer habe beym ersten Consul Gnade nachgesucht; dieß hat er aber weder in Cöln noch in Aachen vor seiner Verurtheilung gethan.

Der Director der Geschwornen erließ ein Schreiben an den mit dem Cultus in ganz Frankreich beauftragten Staatsrath Portalis, um ihm die Nachricht über die Procedur zu ertheilen. Der Staatsrath antwortete, wie es von einem Manne seines tiefsehenden Geistes

und seines moralischen Characters zu erwarten war: „Verbrechen, wie die, die Schäffer begangen hat, müssen nach der Strenge der Gesetze geahndet werden. Schäffer schmeichelt sich vergebens als Geistlicher Gnade vom ersten Consul zu erhalten.“

Den 29. Vend. (22. Okt.) kamen die Anklags-Geschwornen in Cöln zusammen, der größte Theil derselben bestand aus Cölnern. Br. Hilgers, ehemahliger Bürgermeister der freyen Reichsstadt Cöln, war Chef der Geschwornen. Ihre Berathschlagung über die Actenstücke (denn ihnen wird weder der Inquisit persönlich vorgeführt, noch werden die Zeugen vor ihnen mehr verhört) währte nicht lange, und sie sprachen, wie man sich von ihrer Gerechtigkeits-Liebe schon im voraus überzeugte, die bekannte Formul aus:

„Die Anklage hat Statt.“

Vermöge dieser wird der Gefangene einer Criminal-Untersuchung unterworfen.

In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Cöln, (das Criminal-Gericht residirt nun in Achen) schrieb Schäffer die anfänglich mitgetheilte Biographie und übergab sie dem Concierge des Gefängnisses B. Lammerz, der ihn bishieher in Nahrung und Trank unterhalten, ihm kleine Geschenke gemacht und ihm bey mehreren Gelegenheiten (selbst für die Reise nach Aachen) eine Chaise bezahlt und noch überdieß baares Geld mitgegeben hatte. Die Mspte und Papiere gab er dem B. Keil zum Angedenken.

In seinem Gefängnisse beschäftigte er sich unter andern auch mit Verfertigung einiger Gedichte. Der Leser wird

die Mittheilung eines derselben nicht überflüßig finden. Es ist vielleicht so ganz gleichgültig nicht, zu wissen, welche Ideen einem Schäffer in dieser Lebens-Situation zuströmten. Hier folgt es.

Das Loos, das in der andern Welt
Auf jeden Sohn der Erde fällt,
Schreckt ihn vom dunkeln Grab,
Vergällt ihm Zyprier und Lieb,
Macht ihm des Lebens Stunden trüb,
Drückt seinen Geist hinab.

Ermuntre dich, mein Bruder Staub!
Sinkt auch Blume, welkt das Laub,
Erwartet dich das Grab;
Gott ist die Liebe, frage nur
Die ganze lebende Natur.
Geh kühn den Schritt hinab.

Gott ist kein finsterer Tyrann,
Ein Freund ist er für Jedermann,
Der redlich dacht und that,
Der Waisen Vater, mehr als Freund,
Des Lasterhaften strenger Feind,
Der ihn beleidigt hat.

Hast du, o Mensch! dein Werk gethan,
So fürchte nicht die dunkle Bahn,
Die jedes Fleisch bereist,
Verlaß des Lebens Saus und Braus,
Und ruhe wohl im kleinen Haus,
Sieh' Gott hat deinen Geist.

Die Zeit der Abreise rückte heran.

Mehrere bey seinem Abschiede anwesende Personen — einem Abschiede, der gewiß manchem andern so vielen Stoff zu Betrachtungen gegeben hätte; verließ er nicht den Ort, wo sein Verbrechen, die Quelle seines Elends ausgebrütet worden, reiste er nicht der schrecklichen Stunde des Gerichts entgegen, war ihm je Hoffnung diese Menschen, diese Gegend wieder zu sehen? — Mehrere Personen versichern, daß er nicht allein die höchste Gleichgültigkeit gezeigt, sondern daß er sich mit den einfältigsten Lappereyen abgegeben, gescherzt und gelacht habe.

Gleich nach seiner Ankunft in Aachen den 8. Brumaire wurde er von Br. Meller, Präsidenten des Criminal-Gerichts verhört.

Offenherzig und rücksichtlos gestand er diesem noch einmahl seine doppelte vorsetzliche Mordthat ein. Hier gab er zum Motiv an, daß er einst versprochen hätte, die beyden Personen bis an ihr Lebensend wegen geleisteter Dienste zu ernähren, daß ihm diese nach Cöln gefolgt seyen, daß er, um ihres überlästigen Dringens eine Haushaltung zu beginnen, los zu seyn, und um nicht durch sie compromittirt zu werden, den schwarzen Entschluß gefaßt habe, sie zu ermorden.

Französischen Gesetzen nach erhält der Verhaftete nicht eher einen Sachwalter, (Vertheidiger) als nach dem er von dem Präsidenten verhört worden. Bey seiner Abreise nach Cöln rieth ihm Br. Keil den Br. Denys für dieses Geschäft zu brauchen, und er befolgte den Rath.

Noch war Schäffer wenige Tage in Aachen, als er sich in seinem vollen Lichte zeigte. Er entwarf eine

Petition an das Tribunal, oder ließ sie vielmehr entwerfen, denn er selbst ist der franz. Sprache nicht im Geringsten mächtig, und suchte darin nichts Wenigeres zu bewirken, als den Concierge Lammerz, einen Mann, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, dessen Menschlichkeit alle Gefangene rühmen, dem die Orts-Obrigkeit das beste Zeugniß gibt, um — seine Stelle zu bringen und die bis itzt unangetastet gebliebene Ehre des Commissaires Keil zu verunglimpfen. Er erfand eine ganze Kette von verleumderischen Lügen gegen beyde und erzählte: man habe ihn durch tausend Mittel gezwungen, selbst bis in die tiefe Nacht, an seiner Biographie zu schreiben *), man habe ihn gezwungen alles das hineinzusetzen, was immer man gewollt habe, man habe ihn auf das Grausamste auf das Tyrannischste behandelt und weder seine Freunde noch seinen Beichtsvater zu ihm gelassen, man habe ihm Geschenke mildthätiger Personen vorenthalten; und was dergleichen Schändlichkeit noch mehr war. Das Ziel der Schmähschrift gieng an sich dahin, die wenigen Bogen Biographie zurücke zu haben; ob er dieses wollte um das Manuscript in Aachen noch einmahl an Mann zu bringen oder um einiges, was Bezug auf seine Mordthat hatte, noch vor der peinlichen Sitzung vertilgt zu sehen, lassen wir dahingestellt.

Das Manuscript hatte der Concierge, dem es an Auslagen an die zehn Louisd'or gekommen war, an die Keilische Buchhandlung in Cöln verkauft.

---

*) Dann ist er wahrlich zu bedauern, wenn er an den wenigen unorthographisch hingeklekßten untereinander geworfenen Bogen auch nur eine Nacht anzuwenden nöthig hatte.

Da der Concierge erfuhr, daß Schäffer es wieder zurück verlange, so schrieb es deßhalb einen Brief an ihn und machte ihm die bittersten Vorwürfe.

Schäffer antwortete:

Mein lieber Freund! *)

„Warum sind sie doch aufgebracht über mich, daß sie mir die herbsten Vorwürfe machen? **) Sie wissen doch, daß ich an der Lebensgeschichte bey ihnen gearbeitet habe um sie schadlos zu halten.“ ***) Ich werde ihnen ein zweytes Heft schicken, woran ich schon mit allem Fleiß arbeite. ****) Ich danke ihnen nochmahls für alle bey ihnen empfangene Wohlthaten. *****)

und bin Ihr rc.

Sobald Schäffer gewahr wurde, daß sich die Keilische Buchhandlung auf ihrem erworbenen Eigenthums-Rechte fußte, und er das Mspt auf einem Wege nicht erlangen konnte, schlug er einen andern ein. Er schrieb an den Commissaire beym Criminal-Gericht und begehrte

---

*) Diesen Titel gibt er dem, den er in seiner Petition mit den schwärzesten abscheulichsten Farben schildert?

**) In der That — er hatte keine Ursache dazu.

***) Also nicht gezwungen — wie die Petition mit klaren deutlichen Worten sagt.

****) Der Concierge hat dieses zweyte Heft nicht empfangen — auch nicht einmahl mehr verlangt.

*****) Welcher Contrast mit der Sprache in der Petition, welche Zweydeutigkeit des Betragens!

das Manuscript zurücke, weil sein Advocat es zu seiner Vertheidigung in Original sehen müsse. *)

Auch selbst da, als seine Sache am peinlichen Gerichte entschieden war, ließ er nicht nach, die wenigen von ihm geschriebenen Bogen zu verfolgen. Er wendete sich an den Präfecten. — Noch einmahl wagt er es zu behaupten, daß man ihm die Biographie abgezwungen habe, und erklärt, daß er diese Behauptung vor dem Cassations-Gerichte und dem Justitz-Minister wiederhohlen werde. **) Endlich erklärt er, daß diese abgezwungene Biographie Dinge enthalte, die der öffentlichen Moral schaden können, die die Achtung gegen die von der Regierung beschützten Geistlichkeit schmälern, die der Religion, ***) die das Haupt des Staats und die Majorität Frankreichs bekennen, verunglimpfen können. Er verlangt von dem Präfecten, so wie er von dem Großrichter verlangen werde, daß alle Papiere zerrissen (etwa von der Hand des Scharfrichters?) — werden mögen.

---

*) Hatte Schäffer etwa seine eigene Biographie vergessen? Wozu konnte sie ihm nutzen, da nicht von seinem vorherigen Leben die Frage war? Warum mußte endlich der Br. Advocat das Original haben? Erfuhr er darin mehr als in einer authentischen Copie?

**) Man sehe seinen Brief an den Präfecten.

***) Moral? Religion? — Wie verirren sich diese heilige Worte in den Mund des zum Tod verdammten gefühlherz- und reulosen doppelten Mörders? — Welches Intresse kann der an ihnen nehmen, der sie so schändlich verletzt hat? Der Leser hat die oben angeführte Biographie gelesen, er richte.

Die Keilische Buchhandlung übersendete, als sie in dem Postillion der Ruhr die letzte Bemühung Schäffers vernommen hatte, das Manuscript an den Präfect Mechin; dieser erlaubte wie von seinem helldenkenden Geiste seinem moralischen Gefühle und seiner Humanität zu erwarten war, die Publication des Werkchens, das weit entfernt die Moral und die Religion zu befeinden, sie dadurch aufrecht zu halten sucht, indem es den irreligiösen unmoralischen, der bald im Gewande eines Revolutionärs, bald im Gewande des Priesters einhertrat, ohne jemahls dem letzten Stande dem Geiste und den Handlungen nach angehört zu haben, mit der schärfsten Linie von ihnen scheidet.

Doch wir kehren zur Procedur zurück.

Die Sache des Schäffers sollte den 24. Brüm. am peinlichen Gerichte vorkommen, da aber an diesem erst die Procedur gegen den der Veruntreuung beschuldigten, und nachher losgesprochenen Forst-Beamten Sarat de Labararde zu Ende gieng, so kam Schäffer erst den folgenden Tag den 25. Brüm. (17. Nov.) vor Gericht.

Morgens um neun Uhr begann die Sitzung. Schäffer erschien in elegantem Anzuge. So ungeheuer die Volksmenge war, die sich zugedrängt hatte, so machte dieser Anblick auf den Verbrecher doch nicht den mindesten Eindruck, eben so wenig als das auf dem Tische liegende blutige Mord-Instrument und die übrigen mit Blut bedeckten Kleidungs-Stücke, die das Publicum nicht ohne Entsetzen anstarrte. Mehrmahls hatte er diese, und immer mit der größten Kälte und Gefühllosigkeit, erblickt und berührt.

Den Geschwornen gegenüber ist eine erhöhte Bank, auf der der Criminal-Verfolgte jedesmahl Platz nimmt.

Auf dieser unglücklichen Stelle ist das Publicum, sind die Geschwornen gewohnt, Verbrecher jeder Art sitzen zu sehen. Ob Schäffer, oder Jemand für ihn, erwogen haben mag, wie leicht die Seele mit irgend einem äussern Gegenstande gewöhnt wird den moralischen Werth bestimmende Begriffe zu verknüpfen, ob er das Nützliche eingesehen, das für ihn darin läge, wenn gleich beym Beginnen der Procedur ein ehrenvoller Unterschied zwischen ihm und allen übrigen Angeklagten gezogen, wenn er nicht auf die verhaßte Stelle gesetzt würde, oder ob Schäffer bey all seiner Heuchelkunst es nicht gewagt hat, auf dem hohen allen Blicken ausgestellten Sitze sich zu zeigen, und von da herab dem Publicum sein Lügen-System auszukramen; kurz, er verlangte, ehe das Gericht begann, von dem Präsidenten, weil er krank wäre, und damit man ihn besser hören und verstehen mögte, die Erlaubniß, auf einem andern als den gewöhnlichen Platz, sich zu setzen; was ihm aber nicht gestattet wurde.

Die Sitzung begann nun mit dem Nominal-Aufruf der Geschwornen. Diese waren: Joseph Geyer, Rentier aus Köln, Chef; Joseph Busch, Kaufmann aus Heinsberg, Joseph Bernards, Rechtsgelehrter aus Düren, Br. Degen, Gastwirth aus Düren, Wilhelm Olberz, Pächter in Oberbohlem, Joseph George, Kaufmann aus Achen, Karl Vaupier, Particulier aus Achen, Joseph Bonton, Ackersmann aus Wankum, Johann Klaesgen, Ackersmann aus Oedt, Franz Weidenbach, Apotheker aus Achen, Paul Ludolph, Rechtsgelehrter aus Rheidt,

Hubert Schmitz, Kaufmann aus Wassenberg. Die drey Adjuncten waren Friedr. Moseler, Kaufmann aus Cöln, Friedr. Beckers, Kaufmann aus Udem, Br. Nolden, aus Düren.

Nachdem die Geschwornen vereidet worden waren, wurde der Anklags-Act *) mit dem Visum Repertum des Wund-Arztes vorgelesen. Schauder ergriff das zuhörende Publicum, als die gräußlichen Worte von Mord, von Blut und Hals-Abschneiden abgelesen wurden. Jedes Aug flog auf Schäffer hin, aber auf diesem Gesichte verzog sich keine Miene. Doch wollten einige bemerkt haben, daß, als das Volk in leisem Gemurmel beym Durchlesen seinen Abscheu bezeugte, eine fliegende Röthe augenblicklich seine olivenfarbene Wangen gefärbt habe.

Der Zeugen waren achtzehn. Drey fehlten, und unter diesen der wichtigste, Br. Coomanns; aber das Tribunal glaubte aus dem vorliegenden Stoffe und den übrigen Zeugen genug Für und Wider finden zu können, und schritt vorüber. Die Zeugen mußten abtreten.

So wie sie entfernt waren, forderte der Präsident des Criminal-Gerichts, Br. Meller, den Angeklagten auf, treu und wahr den völligen Verlauf der Mord-Geschichte zu erzählen. Auf diesen Augenblick schien Schäffer seine ganze Energie, alle seine Geistes- und Körperkräfte gespart zu haben. Er trat vor den Tisch der Richter, und hielt im Pathos eines Predigers mit lauter — immer steigender Stimme — so, daß er endlich in Eifer und Feuer überzugehn schien, eine Anrede.

---

*) Kurze Darstellung der Geschichte.

Doch wurzelte, so lange er sprach, sein Blick auf der Erde, und wagte es nicht offenen Augen zu begegnen.

Erstaunen — hohes Erstaunen bemächtigte sich des Gerichts und aller Zuschauer, als Schäffer ganz unerwartet sein ganzes vorheriges Eingeständniß, selbst das, das er gleich bey seiner Ankunft in Achen vor dem Präsidenten wiederhohlt hatte, förmlich zurücknahm, und mit einer ganz fremden abentheuerlichen wundervollen Erzählung zum Vorscheine kam.

Noch einmahl begann er das Mährchen von dem einen Räuber, der ihn mit den beyden Weibern auf der Wallfahrt überfallen, und diese getödtet, ferner von dem Kampfe, den er mit ihm bestanden habe. Itzt aber knüpfte er den neuen Knoten, der sein verpöntes Leben mit der Welt wieder zusammenhalten, und den die Hand der Geschwornen — so wie er hoffte — nicht zu lösen im Stande seyn sollte.

„Es war den Tag nach dem Morde, sagt er, sehr frühe *) als sich ein Mensch bey mir einfand, der zu beichten verlangte. Ich hörte ihn an, und der Zufall wollte es, daß dieser just der Mörder war, der mir unter dem Siegel der Beichte sein Verbrechen offenbarte. Wahr ist es — so fährt er mit verstärkter Stimme fort — wahr ist es, daß es auch unter dem Priesterstande Menschen gab, die sich großer Verbrechen schuldig gemacht haben, aber niemahls gab es unter ihnen ein solches Ungeheuer, das die Beichtgeheimnisse eines Sünders verrathen hätte. Selbst Martin Luther, nachdem

*) In der That mußte es sehr frühe gewesen seyn denn um 6 Uhr des Morgens war er schon auf dem Thürnchen und trank Rheinwein.

er seiner Religion abtrünnig geworden war, hat niemahls das, was ihm vorhin gebeichtet worden war, entdeckt. Auch ich werde es nicht. Ueberzeugt von der tiefen und aufrichtigen Reue des Mörders faßte ich den edlen Schluß, als ich von der cölnischen Polizey so unschuldiger Weise verhaftet wurde, allen Gefahren die Spitze zu biethen, mich selbst aufzuopfern um dem Unglücklichen eine gewisse Flucht zu verschaffen, damit er in den Stand gesetzt werden möge, sein Leben unter langen Büssungen hinzubringen."

Aber das Eingeständniß vor dem Commissaire Keil?

„War durch allerley Vorspiegelungen von Gnade, durch Gewalt, durch Drohung von Folter, von Rad, von Auslieferung, durch Mißhandlung mir abgezwungen und die Wahrheit — die Wahrheit durfte ich nicht sagen, ohne das heilige Geheimniß zu verletzen."

Aber das freye Eingeständniß vor dem Präsidenten in Aachen?

„Auch hier war es blanker Edelmuth, um den Thäter der Strafe zu entziehen und der Buße für künftige Zeit zu überlassen."

Sobald Schäffer seine unvergleichliche Rede mit einer Stentor-Stimme abgekanzelt hatte, schritt man zum Abhören der Zeugen, deren Aussagen nun freylich sich nicht wohl mit seinem Vorgeben verbinden ließen.

Unter allen Zeugen schien ihm keiner gefährlicher zu werden, als der Adj. der Mairie Herstatt, den der Commissaire des Criminal-Gerichts Br. Hanne wohlweislich hatte abladen lassen.

Einst hatte, wie wir schon wissen, Schäffer dem Commissaire Keil und dem B. Herstatt gewisse bis

itzt geheim gebliebene Motive seiner Mordthat bekannt, sie aber zugleich ersucht, darüber bis zu seinem Tode das Geheimniß zu halten. Durch Schäffers Erklärung in der öffentlichen Sitzung, daß alle seine vorherige Erzählungen unwahr und abgezwungen gewesen, fiel jede fernere Rücksicht auf gegebenes Versprechen des Stillschweigens weg, und Herstatt nahm keinen Anstand dem Gerichte und dem Publicum Schäffers Verhältniß mit den Weibern, insoweit er es vernommen hatte, mitzutheilen. Er sprach freymüthig, offen, nachdrucksvoll und überzeugend.

Schäffer, der den gewaltigen Eindruck, den die feste bestimmte männliche Aussage des Adjuncten auf die Geschwornen machte, fühlen mußte, erhob sich plötzlich, begehrte das Wort, sprach laut und mit scheinbarer Hitze; aber die Bolzen, die er verschoß, trafen nicht.

Noch einmahl wurde Herstatt zur Gegenrede aufgefordert, und, wie er sprach, schien der Sieg der Wahrheit zu vollenden.

Der Präsident Meller wendete sich itzt zu Schäffer. Sie sehen, begann er, daß alle Beweise gegen Sie sind. Läugnen Sie nicht länger, gestehen Sie die Wahrheit.

Schäffer soll hierauf, wie ein cölnisches Blatt meldet, sichtbar in Kampf mit sich selbst gerathen seyn, auf seinen Lippen allbereits das Geständniß geschwebt, alles hoch aufgelauert haben; aber ein Blick seines Vertheidigers und — er soll stumm geblieben seyn.

Abends 9 Uhr war das Zeugenverhör zu Ende, und der Präsident ajournirte die Sitzung bis auf den folgenden Tag.

An diesem Tage den 26. Brum. (18. Nov.) sollte über Schäffers Leben und Tod entschieden werden. Auch dießmahl verharrte er in seiner Erzählung, und ließ sich durch nichts auf der Welt davon abbringen. Da er sich bey allem äusserst bescheiden und ehrfurchtsvoll benahm, so schien sein System zu läugnen gleichsam mehr die Folge der Gewalt bis itzt verhaltener Wahrheit als der Verstocktheit zu seyn.

In der Prozedur erwieß sich nichts, daß den Verdacht erregt hätte, als ob Schäffer vorher schon andere Verbrechen begangen habe; *) im Gegentheile brachte er ehrenvolle Zeugnisse von mehreren Obrigkeiten des Oberrhein-Departements vor.

Gegen Mittag des zweyten Tages erhielt der Regierungs-Commissaire beym peinlichen Gerichte B. Hanne das Wort. Dieser Beamte suchte in einer langen sowohl in deutscher als französischer Sprache gehaltenen Rede den wahren Hergang der Geschichte darzustellen und die Widersprüche Schäffers zu widerlegen; er drang endlich darauf an, daß die Geschwornen den Angeklagten für schuldig erklären möchten.

Nach ihm sprach der Vertheidiger des Schäffers Advocat Denys aus Aachen, er bestrebte sich in einer zierlichen Rede die Unschuld des Mannes, der mit unerhörter Großmuth sich für den Mörder ausgegeben um einen Büssenden zu retten, der eher dem Tode selbst sich überliefern als das anvertraute Beichtgeheimniß enthüllen wollte, den man in Cöln zu einem unwahren

*) Ein oberrheinisches Zeitblatt bemerkt, daß Schäffer vorhin bey dem Cantons-Pfarrer zu Egisheim denuntiirt worden; aber es spricht nicht wann dieses geschah und weswegen.

Geständnisse gezwungen und gar gröblich mißhandelt hatte, heller als die Mittagssonne darzuthun.

Endlich wurden die Debatten geschlossen.

Der Präsident des peinlichen Gerichts, Br. Meller begann nun das Wort zu nehmen. — Je sanfter und gelassener, je milder und ruhiger bisher in allen Sitzungen seine Sprache gewesen war, desto merkwürdiger und entscheidender für die Geschwornen mußte die kurze aber kraftvolle, durchgreifende, Feuer und Leben athmende Rede seyn, die er in diesem Augenblicke hielt. Ich würde mit Vergnügen, so schloß er, etwas zu Gunsten des Angeklagten sagen, allein meine Ehre und mein Gewissen legen mir die Verbindlichkeit auf, feyerlich zu erklären, daß in der ganzen Prozedur auch nicht der mindeste Umstand obwaltet, der zu seinem Vortheile angeführt werden kann. — Ich überlasse es ihrer Ueberzeugung, Br. Geschworne, dieses Ungeheuer der Verstockheit, der Heucheley und Sittenlosigkeit, diesen Schandfleck des Priesterthums und der Menschheit zu richten; ich hoffe, sie werden nach den Gesetzen dasjenige Urtheil über ihn fällen, welches die hier gegenwärtigen Magistrats-Personen und das Publicum von ihnen erwartet.

Nach diesen Worten laß er den Geschwornen den Brief des Staatsrath Portalis, in dem er erklärt, daß Schäffer sich vergeblich schmeichle als Geistlicher Gnade zu erhalten, vor, setzte ihnen die Pflichten ihres Berufs auseinander, gab ihnen die Fragen auf, die sie mit Ja oder Nein zu antworten hatten, und hieß sie in ihr Berathschlagungs-Zimmer sich entfernen.

Es währte keine halbe Stunde, so hatten die Geschwornen einstimmig ihren Schluß gefaßt und erschienen wieder im Audienz-Saale. Hoch gespannt war aller Erwartung.

Der Chef der Geschwornen J. Geyer von Cöln trat vor, und laß mit lauter Stimme die Antwort der Geschwornen ab. Sie lautete wie folgt. Auf die erste Frage: Wurde den 19. Fruct. in Deutz Barbara Ritter (nachher Catharina) ermordet — Ja; auf die zweyte: Hat P. J. Schäffer diesen Mord begangen: — Ja; auf die dritte: Hat er ihn mit Willen verübt: — Ja; auf die vierte: Hat er ihn mit Vorbedacht*) verübt — Ja; auf die fünfte: War er im Falle der gesetzmäßigen Vertheidigung seiner selbst — Nein; auf die Letzte: War er im Falle der gesetzmäßigen Vertheidigung eines andern — Nein.

Erfüllt hatten nun die Geschwornen ihr Amt. Der Präsident sagte ihnen öffentlich Dank, daß sie die Wahrheit und Gerechtigkeit in ihrer Entscheidung zur einzigen Rückſicht genommen hätten.

Was ferner vorkam, die Anwendung der Gesetze auf die Thatsache, betraf bloß das Gericht.

Der Regierungs-Commissaire stand auf, und requirirte das Gericht, die Todes-Strafe auf Schäffer anzuwenden.

Itzt schritt das Gericht zur Deliberation, die aber, da das Gesetz klar war, nicht lange währte.

---

*) Ein freywilliger Mord ohne Vorbedacht wird nur mit zwanzigjähriger Kettenstrafe bestraft.

Eine feyerliche schauderhafte Stille herrschte in dem großen weiten Saale, als der Präsident mit den Richtern eintrat, um das Urtheil zu verkünden.

P. Joseph Schäffer, so erscholl es von den Lippen des Präsidenten ist zufolge des ... Art. des peinlichen Gesetzbuchs zum Tode verdammt, er soll als Mörder im blutfarbenen Hemde zum Richtplatz geführt werden.

Dumpf wiederhohlte die ungeheure Menge des anwesenden Volkes die Schreckens-Worte: zum Tode! Und Manchen durchzitterte es eiskalt den ganzen Körper. Nur er, den es traf, nur Schäffer schien unerschrocken die Todes-Sentenz anzuhören. Seine momentane Festigkeit war aber mehr die Wirkung der großen unerschöpflichen Hoffnung, die er auf Begnadigung setzte *), oder doch auf sicheres Erlangen der Cassation der Procedur, als der Größe und Energie seines Characters.

So — so endigte sich eine der merkwürdigsten Criminal-Sitzungen.

Schäffer ermangelte nicht in der peremptorischen Frist von drey Tagen Cassation nachzusuchen.

Schäffers letzte Lebensmomente waren zu wichtig, als daß wir sie völlig mit Stillschweigen übergehen könnten. Etwas weniges über sie.

So wenig es den Anschein hatte, daß er Gnade finden würde, so war doch seine Hoffnung auf sie un-

---

*) Wenig Stunden nach dem Todes-Urtheile schlug er freundlich lächelnd dem Commissaire Keil, der ihn im Kerker besuchte, auf die Schulter: Sie werden sehen, sagte er, daß ich doch noch Gnade bekomme!

überwindlich. Unter mehreren Zügen beweißt es folgender.

Schäffer hatte eine leibliche Schwester Fr. Schelkenbachs in Cöln wohnen. Lange schon ehe er an diesen Ort kam, wurde sie vor Gericht gezogen und angeklagt ein öffentliches Bordel gehalten und ihre eigne Tochter den Männern zur Befriedigung sinnlicher Lüste hergegeben zu haben. Sie wurde überwiesen und von dem Corrections-Gerichte zu einer jährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. Den Gesetzen gemäß wurde sie nach Gent in das dortige Zuchthaus gebracht. — Während sie hier saß, erfuhr sie, daß Peter Joseph Schäffer von Ahrweiler ihr leiblicher Bruder die herrliche einträgliche Pfarrey, zu der Kupfergasse, in Cöln erhalten hatte. Welche Aussicht für eine Unglückliche! Sie hoffte, sie träumte nichts anderst mehr, als nach ihrer Arrestzeit Hülfe, Trost, Unterstützung, das Ende all ihrer Leiden in den brüderlichen Armen zu finden. Diese Zeit verlief, und sie trat frohes Muthes ihre Rückreise nach Cöln an.

Sie kömmt nach Achen. Hier hört sie allenthalben von einem Schäffer sprechen, der zwey Weiber auf eine gräßliche Art ermordet haben soll, sie frägt nach und — wer mahlt ihr Entsetzen! — dieser Schäffer ist ihr Bruder. Bald, heißt es, werde er nach Aachen gebracht. — Tagtäglich läuft sie auf die Landstraße um ihn kommen zu sehn, da aber seine Ankunft in die Nacht fällt, so verfehlt sie ihn; er erreicht Aachen, ohne daß sie ihn geblickt hat. — Ihre Bemühung ihn im Kerker zu sehen und zu sprechen ist fruchtlos. Ruhig harrt sie die öffentliche Audienz ab. Die Sitzung be-

ginnt. Mit verzweifelnden Kräften dringt sie durch die ungeheure Menschenmenge bis vorn an. Sie sieht Schäffers weißgepudertes Haar, sein Antlitz. — E. ist der Bruder! — Noch dringt sie weiter um ihm nahe ganz nahe zu kommen. Schäffer tritt vor und hält seine Anrede; seine Blicke fallen auch in die Gegend, wo sie hochklopfenden Herzens steht. In diesem Momente ergreift sie der Gedanke: wie? wenn er dich erkännte, wenn er seine Fassung verlöhre um deinetwillen nicht seine Vertheidigung gehörig vorbringen könnte? Dieser Gedanke ist's, der sie plötzlich sich durch das Volk dringen und aus dem Saale sich entfernen macht. Aber ihr Wunsch ihn zu sehen und sprechen steigt. Sie wendet sich an den Präsidenten und erhält von dem menschenfreundlichen Manne — es war nach der Verurtheilung — die Erlaubniß ihn zu besuchen. — So, so eilt sie in das Gefängniß. Noch vor seiner Thüre schreit sie dreymahl seinen Nahmen. Er erkennt die Schwester an der Stimme und fliegt, wie die Riegel weggeschoben sind, weinend in ihre Arme.

Wir übergehen den traurigen Stoff des Gespräches. Endlich nimmt die Schwester das Wort, spricht ihm zu sich in sein Schicksal zu fügen und dem Tode entgegen zu gehn. — Ergrimmt fährt er auf, will nichts von Sterben wissen, fällt die Schwester mit harten Worten an, trotzt auf die Gnade, die er erhalten werde und heißt sie sich entfernen und ihm nie mehr vor die Augen kommen.

Noch ist es vielleicht nicht unmerkwürdig zu erwähnen, daß Schäffer und P. Achatius Kretzer jener berüchtigte Capuciner, der sich den Ruf der Heilig-

keit hatte zuziehen und eine neue Secte *) stiften wollen nur durch eine schmale Wand getrennt nebeneinander im nähmlichen Gefängnisse saßen. — P. Achatius mußte Schäffer die Feder schneiden und andere kleine Dienste thun und beyde unterhielten sich jezuweilen miteinander. Jeder blickte indessen mit geheimer Verachtung auf den andern und meinte besser und moralischer im Auge der Welt zu seyn.

Allgemach war die Zeit gekommen, in der das Cassations-Gericht in Paris über die Nullitäten, die der Ver-

---

*) P. Achatius nennte seinen Orden den Ersetzungsstand. Er lehrte, daß man dem Allmächtigen für alle ihm in den letzten Zeiten zugefügte Schmach und Beleidigung eine freywillige und selbstgewählte Genugthuung verschaffen müßte, daß diese darin bestünde, wenn Weiber und Männer wechselseitig ihre Körper zu fleischlicher Berührung hingäben. — Eingebungen und Visionen bestimmten die Wahl der Abbüßung nach dieser Art, und kein Ordens-Glied durfte sich weigern die Phantasie des andern zu erfüllen.

Mit dieser saubern Lehre hatte P. Achatius schon eine Menge weiblicher Ordens-Glieder angesteckt und der Wohllust aller Art mit ihnen genossen, als er verhaftet und bestraft wurde; das Nähere hat der Beobachter und auch die allgemeine Zeitung mitgetheilt. — Die Secte war übrigens so neu nicht; Michel Molinos hatte in Spanien und Dulchino in Italien etwas Aehnliches gelehrt und aus den benachbarten Niederlanden hat sich Cornelius Hadriansen durch eben solche Unsittlichkeit berühmt gemacht. Non equidem asperatis et nodosis funibus verberabat sed nudata earum femora et nates inhonestis vicibus rorantes virgis betuleis aut vimineis ictibus molliter inflictis perfricabat (Eman. Meteren) Hist. Belg. fol. 153.

theidiger des Schäffers der Adv. Denys aus der Prozedur ausgehoben hatte — ihrer waren sechs — sprechen mußte.

In seiner Sitzung vom 30. Frimaire untersuchte das Gericht die vorgebrachten Nichtigkeiten und erklärte, daß sie keine Aufmerksamkeit verdienten. — Mit dieser Erklärung war nun Schäffers Schicksal unwiderbringlich entschieden und das gegen ihn ausgesprochene Todes-Urtheil erfüllbar.

Gränzenlos war bis itzt Schäffers Vertrauen, seine Zuversicht auf Gnade gewesen. — Portalis ist der erste Consul nicht, antwortete er, als man ihm den Brief des Staatsraths zum Beweise der Vergeblichkeit seiner Hoffnung ins Gedächtniß führte.

Unterdessen verbreitete sich in Achen das Gerücht, das Cassations-Gericht habe das Gesuch des Schäffers verworfen. Auch zu ihm hatte es sich verbreitet und er begann allmählig ihm Glauben beyzumessen. Von diesem Momente an wurde er auf das Aeusserste niedergeschlagen.

Den 6. Nivose (28. Dec.) kam die Prozedur des Schäffers mit dem Urtheile, das die Cassation verwarf, in Aachen an. Der Commissaire des peinlichen Gerichts B. Hanne verfügte sich zu ihm, meldete ihm, daß sein Gesuch abgeschlagen worden und daß nach vier und zwanzig Stunden die Execution Statt haben würde. Sein Muth sank, und er fiel beynah in Ohnmacht. Sein einziges Flehen gieng dahin, der Commissaire mögte ihm doch nur drey einzige Tage zu leben gestatten und ihn nicht im blutfarbenen Hemde zur

Guillotine fahren lassen, welches Beydes aber als ungesetzlich ihm abgeschlagen werden mußte.

Endlich nahte sich der 7. Niv. (29. Dec.) der für ihn so schreckliche Tag. Der Tag der Rache für vergossenes Blut.

Den größten Theil des Morgens lag er zu Bette. Seine Körperkräfte waren alle dahin, nur schien seine Seele durch beredte Zusprache sich etwas gefaßt zu haben. Getrost Schäffer, redete man ihm zu, bald, bald werden sie an einem Orte seyn, wo alle Leiden ein Ende nehmen. Es sind deren viele vor mir diesen Weg gegangen, erwiderte er mit einem Seufzer, allein noch niemand ist zurückgekommen, der ausgesagt hätte, wie es jenseits aussehe.

So gieng der Vormittag vorüber. — Die Hinrichtung war auf Nachmittags drey Uhr festgesetzt.

Etwa eine Stunde vor dem entsetzlichen Augenblicke erhielt er Besuch von dem Regierungs-Commissaire B. Hanne und dem B. Schmitz, Commis-Greffier beym Criminal-Gericht. Schäffer lag nicht mehr zu Bette, er war angezogen, gieng mit seinem Beichtsvater, dem Can. Hutmacher auf und ab, und schien sehr gefaßt zu seyn. Er sprach über verschiedene Gegenstände.

Als der Geistliche unter andern Trostgründen ihm das Beyspiel des für die Menschheit duldenden Erlösers vorbrachte und wie dieser sogar Blut geschwitzt habe, antwortete Schäffer witzelnd: Es scheint draußen kalt zu seyn, und ich werde also nicht schwitzen.

Immer näher und näher rückte der gräßliche Augenblick. Die Stunde mag schlagen, rief Schäffer, ich erwarte sie.

Itzt ist es halb drey — so nahe schon — da wendet sich Schäffer zum Br. Schmitz, Commis-Greffier. Es ist bald neues Jahr, sagt er mit mattem dahinsterbenden Lächeln. Ich muß ihnen wohl zum Angedenken einen Neujahrs-Wunsch schreiben. Mit diesen Worten setzt er sich und schreibt ohne lange zu sinnen folgende Stanze nieder:

Zum Angedenken am Abende meines Lebens.

Ich wünsche dir ein unumwölktes Leben,
Und eb'nen Weg zu jedem Glück;
Der Genius der Liebe möge dich umschweben
Bis einst im Tode bricht dein Herz und Blick.

Schäffer.

So nahe am Rande eines solches Todes mag wohl noch nie ein Neujahrswunsch gedichtet worden seyn. — Unstreitig gehört eine gewisse Festigkeit der Seele, die leicht wohl ein in den Stürmen der Revolution aufgewachsener Mensch erwerben konnte, ein eben nicht gewöhnliches Pflegma, wenn ichs so nennen darf, oder ein ganz besonderer Enthousiasm für Poesie dazu *), um in so einer Situation nur noch dreißig fliegende Minuten vom gräßlichsten Tode sich mit Versen vergnügen zu können.

Die entsetzliche Stunde schlägt. — Der Scharfrichter tritt mit dem rothen Hemde herein. Dieser Anblick

*) Schäffer schrieb bekanntlich Tag auf Tag Gedichte und hat in Achen wohl an die sechzig Bogen verfertigt. Es war beynah seine einzige Beschäftigung während der Gefangenschaft.

scheint den Unglücklichen niederzuschmettern. Als der Scharfrichter sich ihm naht ihm das Hemd überzustreifen, sinkt er plötzlich in Ohnmacht. Man bringt Wein, labt ihn und er richtet sich auf. *)

Itzt naht er sich dem Regierungs-Commissaire Br. Hanne und erklärt vor ihm: „Meine letzten Aussagen, spricht er, meine letzten Aussagen vor den Br. Keil und Herstatt, vor dem Director der Geschwornen und dem Präsidenten des Criminal-Gerichts sind einzig die wahren (wir wissen, daß sie sein Eingeständniß enthalten) aber jene, die ich in der öffentlichen Criminal-Sitzung gethan habe, sind falsch. Es ist wahr, ich habe das abscheulichste Verbrechen begangen. Sie werden vielleicht die Bewegursachen zu wissen verlangen? — Ich bitte sie, nicht in mich zu dringen diese angeben zu müssen.„

Verflogen ist die kurze Spanne Zeit, der Henkerswagen steht vor der Thüre. Noch einmahl verlangt Schäffer zu trinken und leert eine halbe Bouteille aus. Die Geister des Getränkes und die innere Seelenangst erregen in ihm eine ganz ungewöhnliche Hitze, über die er sich mehrmahls sehr beklagt.

So — so betritt er nun den Henkerswagen und fährt zur Guillotine. Sein Anzug ist rein und ausgesucht.

Aus allen benachbarten Gegenden strömt das Volk in ungeheurer Menge zu.

---

*) Allgemein war die Erwartung, Schäffer würde vor seiner Hinrichtung nach den cath. Gebräuchen als Priester degradirt werden — wobey bekanntlich mehrere Ceremonien vorzufallen pflegen — aber die Erwartung traf nicht ein, man machte keinen Unterschied zwischen ihm und einem Layen.

Während des Dahinfahrens zur Richtstätte läßt Schäffer den Kopf tief zur Erde herabsinken. Kein Funken Leben scheint mehr in seinem ganzen Körper zu seyn.

Itzt hält der Wagen vor der schauerlichen Mordmaschine still.

Schäffer erhebt sich von seinem Sitze, und hält mit etwas schwacher unverständlicher Stimme an die Umstehenden folgende Rede:

„Zuhörer, werthe Zuhörer! Ich bin der erste Priester, der so eine schreckliche That begieng, ich hoffe, daß ich auch der letzte seyn werde. Ich habe vor Gott und den Menschen gesündigt — ich bin ein großer Sünder, ich bin ein Aergerniß in den Augen der Unschuld gewesen. Ich bitte hier öffentlich um Verzeihung; ich bitte die Geistlichkeit, der ich als Priester zur größten Schande gewesen bin, um Vergebung. Ich bitte die Justiz, die ich in meiner Prozedur zu hintergehen gesucht habe, um Verzeihung. Ich hoffe, ihr werdet sie alle mir angedeihen lassen. Ich empfehle meine arme Seele in euer frommes Gebeth. Eltern! Lehrer! wacht auf diejenigen, die euch anvertraut sind, damit sie den Weg nicht wandeln, den ich gewandelt habe. Uebersehet der Jugend auch nicht das geringste Vergehen. Ich sterbe im catholischen Glauben. — Gott! du Herr der Lebenden, Gott! du Herr der Todten. Jesus! dir leb' ich, dir sterb ich.“

Kaum hat er geredet, so wankt er an die Treppe zum Schafotte, und steigt sie mit Hülfe des Scharfrichters hinauf.

Nur wenig Momente, das Beil fällt und das Blut des Mörders strömt dahin.

Ein Achner französisches Blatt, das einige Bruchstücke aus der Procedur-Geschichte liefert, schließt mit folgenden Worten: Möchte doch, sagt es, der ausserordentliche Vorfall zum Beyspiele und zur Belehrung der Nachwelt tiefe unauslöschliche Eindrücke zurücklassen. Wehe aber denen, die dieses Verbrechen nicht als ein bloß einzelnes Verbrechen ansehen, sondern es gebrauchen wollen, um damit ein Mittel der Verleumdung gegen den neuen Clerus zu machen, den die Regierung mit ihrem Zutrauen beehrt, oder gegen die Verfügungen der tiefen Weisheit, welche einer ganzen Nation eine Religion wiedergegeben hat, die sie mit lauter Stimme zurückforderte, und welche durch die Verehrung von 18 Jahrhunderten geheiligt ist.

Druckfehler.

Seite 2 Zeile 6 statt ungeselligste ließ: unseeligste.

Seite 113 Zeile 3 statt aurea ließ: area.

Seite 146. 4. Z. von unten statt ineingesunkenen ließ eingesunkenen.

Seite 206. vorletzte Zeile statt betuteis ließ betuleis.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schäffer, Peter Joseph

Biographie des doppelten Meuchelmörders P. J. Schäffers mit d. Portrait

Cöln 1804

Biogr. 1054
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066550-0